

datacolor



Brem.c.
4141

HANS PHILIPP WEITZ

Die Toten
von Bremen

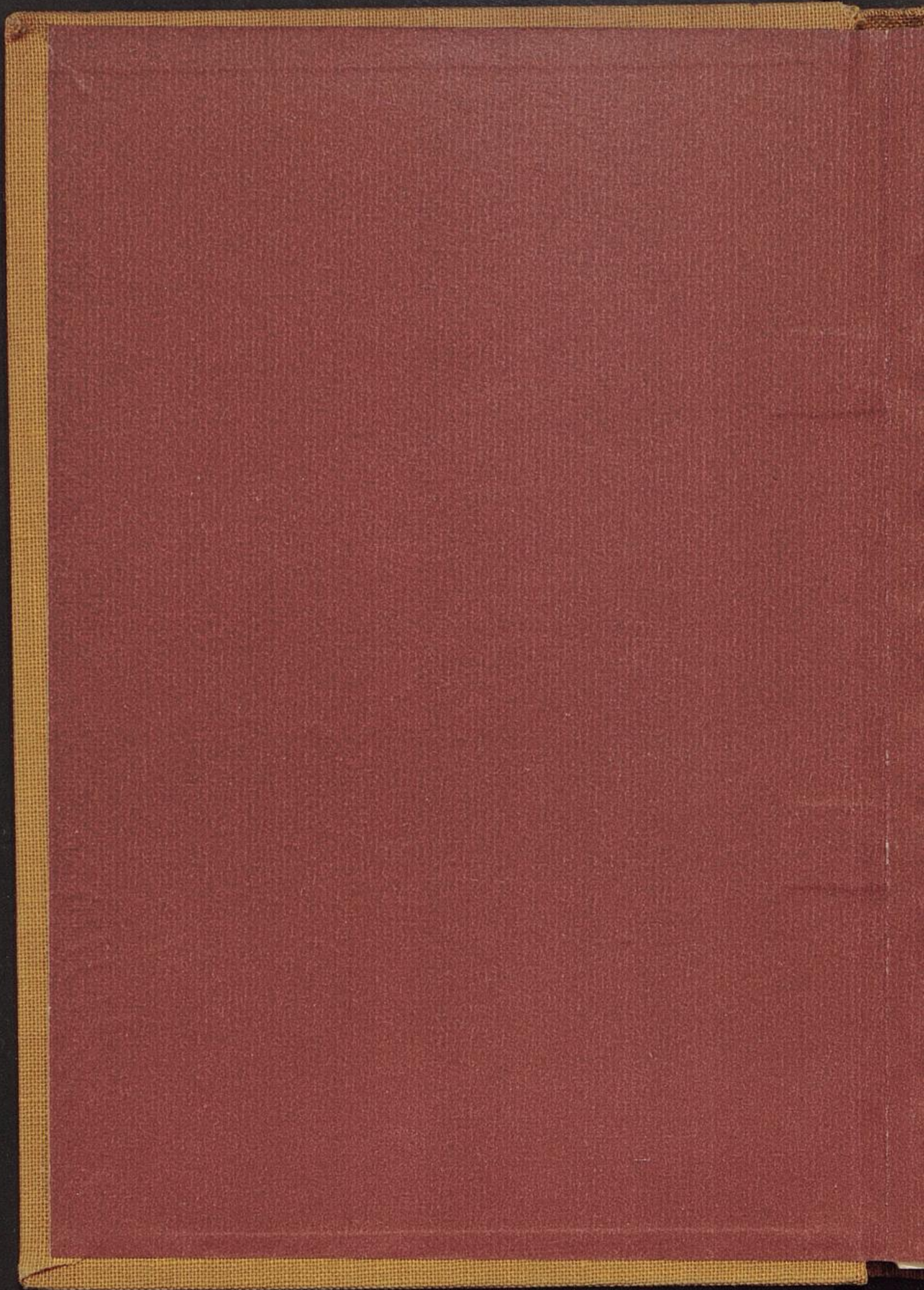


Brem.c.
4141

HANS PHELEPP WEITZ

Die Toten
von Bremen

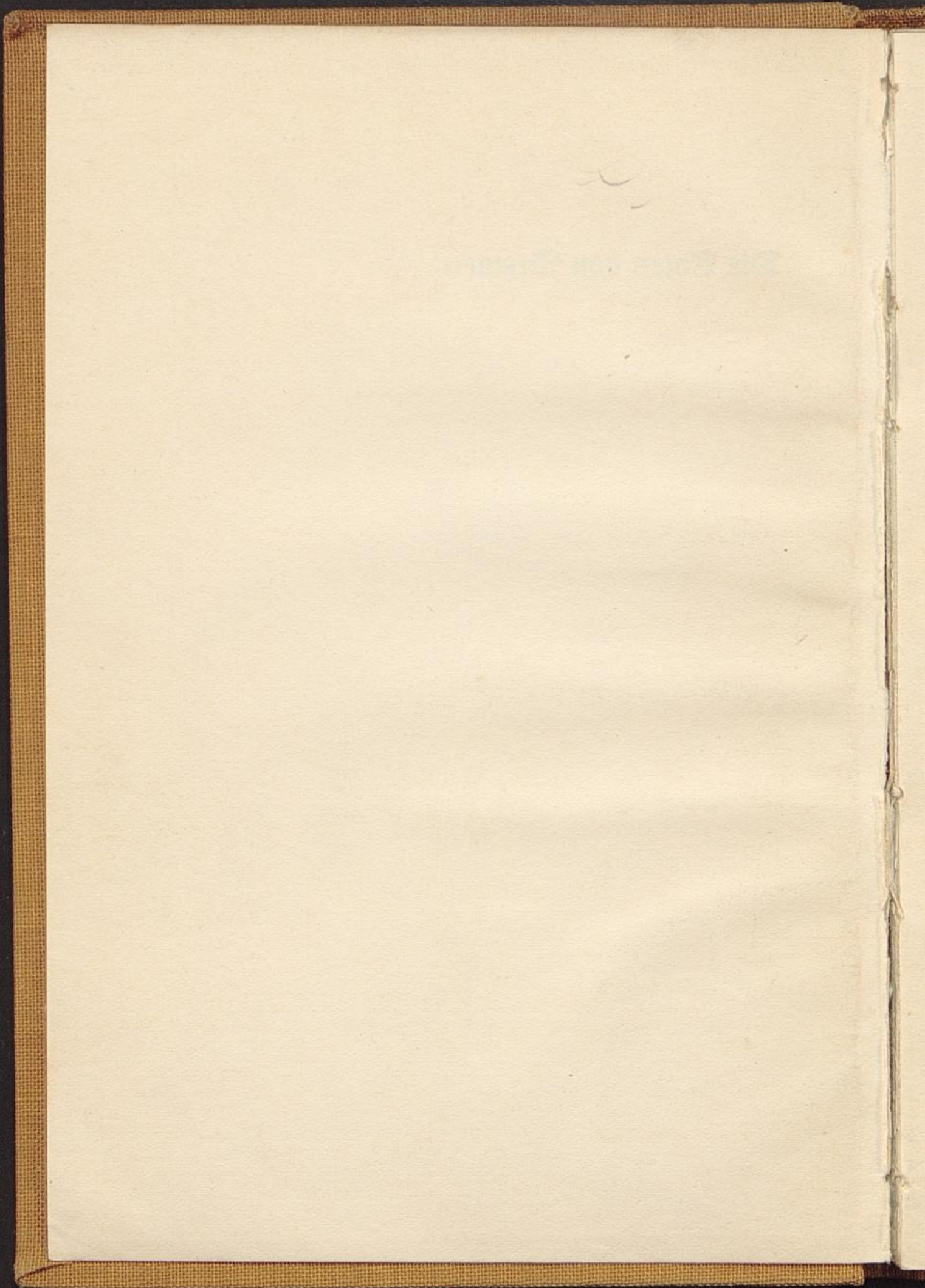




Brew. c. 4141

2.25

Die Toten von Bremen



Die Toten von Bremen

Phantasten im Bremer Bleikeller
von
Hans Philipp Weitz



1 9 2 6

Verlag „Am Ramin“
Berlin · Barel i. D. · Bremen

1927:564



Copyright by „Am Kamin“, Berlin, Varel i. D., Bremen
Druck von Ad. Allmers, Varel i. D.

Von der See her stürmte es grimmig. Dabei war die Luft drückend schwül und bis zum Ersticken mit Staub vollgesogen. Durch die tiefen Schächte der Straßen wehte er in breiten Wänden, als ob graue, vom Dach bis zum Keller herabhängende Tücher von unsichtbaren Händen dahergeschleift würden. In den breiten Lücken der Stadtplätze falteten sich die Tücher jäh zusammen, wurden turmhoch zum bleiernen Himmel gedreht und wirbelten als wahnwitzige Säulen einen tollen Tanz.

Mit grämlichem Gesicht stand Roland der Riese vor dem Bremer Rathaus und schaute mürrisch aus seinen großen Augelaugen in das verrückte Gebaren des Wetters. Tagsüber mußte er sich den Unfug wohl oder übel gefallen lassen. Die vielen Menschen, die an seinen breiten Füßen vorbeihasteten, genierten ihn. Weil sie ihn seit länger denn ein halbes Jahrtausend für eine steinerne tote Masse hielten, war es sein Schicksal geworden, ihnen auch als solche zu erscheinen. Aber wütend glozen durfte er. Es hob ja doch keine einzige dieser Gewohnheitsratten mehr den abgestumpften Blick zu ihm empor. Wenn die geahnt hätten . . . o je!

Endlich hielt die Nacht ihren Einzug. Aus allen Winkeln und Ecken der ehrwürdigen Patrizierstadt kroch sie hervor, riß hier und dort ein Stück uraltes Geheimnis von fröhlichen Wänden ab und schleppte es mit sich

in die Straßen und Plätze, auf denen das Leben der pazigen und größtenwahnsinnigen Eintagsfliegen allmählich erlosch.

Jetzt durfte auch Held Roland an sich selbst denken. Natürlich würde er hier nicht länger herumstehen und sich von diesem frechen Koboldgesindel Staub und Unrat ins Gesicht blasen lassen. Ueberhaupt ein unerhörtes Paß, diese Windbengel! Das hätte einmal einer ihm gegenüber wagen sollen, als er sich noch mit Türken und Sarazenen herumschlug! Aber so ist es ja immer; je phantasieloser eine Zeit ist, um so respektloser wird sie auch.

Unter solcherlei philosophischen Stoßseufzern hielt Held Roland Umschau, wo er nun die Nacht etwas gemüthlicher zubringen könnte als auf diesem vertrauten Windplatze. Das einfachste wäre, er machte zwei Schritte nach links und stieg wieder einmal in den Rathauskeller hinab, wo er ja von altersher gute und getreue Kumpanten vorfand. Da konnte er mit der behäbigen Jungfer Rose schäkern, mit dem dicken Kerl, dem drolligen kleinen Bachus, die Becher klingen lassen und aus vollen Humpen zechen mit den biederen zwölf Gesellen, den rhein- und weinseligen Aposteln. Ganz so wie einstens. Also gehen wir!

Schon bewegte der Riese sein steinernes Bein vom hohen Sockel herab, da schien er sich im letzten Augenblick noch eines anderen zu bedenken. Hatte er nicht erst kürzlich einen ähnlichen Versuch gemacht, sich auf solche Weise die Zeit bis zum Morgengrauen zu vertreiben? Warte mal! Natürlich, kaum hundert Jahre war

das her. Damals hatte ihn so ein elendes Menschlein hinausgegrault, so ein prahlerischer Wicht. Wie hieß doch das Häufchen Unglück gleich? Aber gewiß doch: Doktor Hauff nannte er sich. Und die Rose, die alte Schachtel, war ihm um den Milchbart gegangen, als ob sie ein eben flügge gewordenes Jüngerlein wäre. Nein, so etwas wollte Held Roland nicht zum zweiten Male erleben. Aber was nun?

Aus dieser Verlegenheit half dem wegen seiner Unterhaltung Ratlosen nun doch der Wettergott. Mit furchtbarer Wucht entfesselte er ein krachendes Nachtgewitter über der bisher friedlich schlummernden Weserstadt. Ein Donner rollte und grollte nur so in den andern hinein, und schwefelfarbene Blitze blieben an den verwitterten Zinken und Backen der alten Häuser knisternd hängen. Eben fauchte wieder so eine grelle Schlange ganz dicht an Rolands Schwert vorbei, daß sich der mißmutige Riese schon mit einem urkräftigen Fluche dererlei Belästigungen energisch ein für alle Male verbitten wollte. Da bemerkte er aber doch noch rechtzeitig, daß der nämliche Blitz zwei ihm gerade gegenüber liegende, sonst völlig erblindete Kellerluken des Domes gar seltsam aufflammen ließ. Das war wirklich ein Wink vom Himmel.

Dort lag doch der Bleikeller. Da gab es lustige Gesellschaft in Hülle und Fülle. Schon längst hatte er sie einmal auffuchen wollen, alle diese närrischen Käuze, die so harmlos still taten und es dabei faustdicke hinter den Ohren hatten.

Taps . . . taps . . .: schon polterte Held Roland über die Fliesen des Marktes. Die einzelnen Steinplatten senkten sich schräg unter seiner Last, und weil sie vom niederprasselnden Regen glatt geworden waren, rutschte und torfelte der Riese, als wäre er doch zuvor bei der Rose und den Aposteln gewesen.

Endlich hatte er das schützende Dach des Domes erreicht. Plump und wuchtig dröhnte er durch die dunkle Halle, ungelentk stieg er die wenigen Stufen zum Keller hinab. Gleich darauf stieß er mit dem Anauf seines Schwertes die schwere Bodentür auf. Natürlich, da lagen sie alle friedlich beieinander und schliefen. Mächtig konnte Roland bei den unaufhörlich niedergehenden Blitzen in ihren offenen Särgen überblicken. Wie sie grinsten, als ob ihnen jemand soeben einen guten Witz erzählt hätte.

„Wartet, Herrschaften. Ich will euch schon munter machen!“ So gewaltig stieß der abenteuerlustige Gast mit dem Schwert auf die Steinfliesen, daß es schien, als ob alle Donner von draußen sich hier unten ein Stell-dichein gegeben hätten.

Lady Stanhope aus London zuckte als erste nervös zusammen. Ihrem stets wie gespannt lauschendem Gesicht sah man es gleich an, daß sie nur einen leichten Schlaf hatte. Auch achtete sie eifersüchtig darauf, daß sie als älteste Dame in diesen Räumen bei allen Besuchen die Honneurs machte. So hielt sie es schon seit dem Jahre 1590.

Graziös richtete sie sich auf, schob ihre Kopfbinde ein wenig zurecht und reichte dem Gast die feinfingerige

Rechte. „O, Mister Roland. Eine seltene Freude! How are you! Set down. Sir!“ Berlegen blickte der Hüne sich um. Sich bei seinem Gewicht auf die morschen Sargdeckel zu setzen, das wagte er denn doch nicht. So blieb er etwas gebückt mitten im Keller stehen. Denn sein Haupt berührte, obgleich er stets ohne Helm ging, doch die Gewölbedecke. Auch Lady Stanhope mußte lächeln, als sie die Dimensionen ihres Gastes bewundernd mit den Augen abmaß.

Inzwischen war es aber auch sonst im Keller lebhaft geworden. Der schwedische General von Winsen blinzelte ein wenig gegen das grelle Blitzlicht. Als alter Soldat übersah er aber sofort die Situation. Trotz seiner nicht unbeträchtlichen Leibesfülle sprang er mit unglaublicher Behendigkeit von seinem Lager empor, salutierte ehrerbietigst vor der Lady und schüttelte Roland kameradschaftlichst die Hand, wie es sich zwischen alten Kriegerern geziemte. Fast gleichzeitig erhob sich auch sein Adjutant, sehr erschrocken, daß ihm sein Herr schon zuvorgekommen war. Die nordischen Laute dieser beiden scheuchten auch die schwedische Gräfin aus ihrem Schlummer empor. Zwischen ihr und dem schlanken Adjutanten begann sogleich eine heimliche Augensprache, wobei die Dame nicht verfehlte, mehrmals ihre schönen Zähne verführerisch aufblincken zu lassen.

Danach begrüßten der englische Major und der lange Student den steinernen Gast als willkommene Abwechselung in ihrem monotonen Einerlei. Hier unten erlebte man auch wirklich gar nichts mehr. Die gruselig blöden Blicke der zufällig für einige Jahre lebenden

Menschen, die täglich in Scharen staunend und lächerlich schauernd an ihnen vorüberzogen, waren nachgerade auch langweilig geworden. Anfangs hatte es vielleicht noch Spaß gemacht, wenn so ein Kerl einen dummdreist anstierte, so ein wenig, wirklich nur ganz wenig, das Gesicht zu verziehen, daß der Mann sich zähneklappernd abwandte und vor lauter Angst schnell eine Ansichtskarte kaufte. Aber auch dieses Spiels war man schon längst überdrüssig geworden.

Nun blieben nur noch die beiden Proletarier des Bleifellers übrig: sein ältester Bewohner, der vom Turme gestürzte Dachdecker, der nun schon seit 1440 dort hauste, und der Arbeiter Conrad Ehlers, der erst im Jahre 1788 hier Quartier genommen hatte. Sie lagen zwar auch schon längst wach, aber, wie immer, wagten sie sich nicht unter die vornehme Gesellschaft zu mischen, die auch keinerlei Notiz von ihnen nahm. So gaben sie resigniert nur stumme Zuhörer ab der inzwischen recht bewegt gewordenen Unterhaltung.

Held Roland sollte berichten, was er Neues dort draußen von seinem Marktthron erblickt habe. Aber dazu war der Paladin nicht in den Keller gekommen. Er wollte viel lieber unterhalten sein. Unzugänglich wich er den auf ihn einstürmenden Fragen aus. Was hätte er auch von diesem lebenden Geschlecht erzählen sollen? Etwa wie sie mühselig an ihren Werken bauten und schufen, die sich dann auch ganz gut sehen lassen konnten? Wie sie nachher aber alles wieder selbst zerschlugen, und nicht einmal wußten: warum. Nein, das hätte nicht die richtige Stimmung gegeben, die Held Roland hier unten suchte.

Auf solche Weise drohte aber allmählich diese Stimmung, der Eigenschaft des Kellers entsprechend, zu Blei zu erstarren. Lady Stanhope rettete jedoch, ihrer Pflichten als Dame des Hauses eingedenk, mit vollkommener gesellschaftlicher Gewandtheit die Situation.

„Wir hatten uns doch schon längst einmal vorgenommen,“ hob sie verbindlich lächelnd an, „uns gegenseitig unsere Lebensgeschichten zu erzählen, oder vielmehr den Abschluß derselben, dem wir unseren hiesigen Aufenthalt zuzuschreiben haben. Wenn man so jahrhundertlang einen gemeinsamen Wohnraum zu teilen hat, ist das doch sicherlich von allgemeinem Interesse. Und auch Mister Roland,“ anmutig neigte sie das Haupt zu dem steinernen Riesen, „wird sicherlich gern zuhören. Hat er doch als einziger von uns dort draußen bei dem kribbligen Ameisenvolk immer die Möglichkeit, das Ginst mit dem Jetzt zu vergleichen.“

Der Kolos verzog sein Gesicht zu einem breiten, halb zustimmenden, halb verlegenen Grinsen, weil ihm wieder einmal durchaus keine galanten Worte aus dem Felshirn auf die schwerfällige Zunge rollen wollten.

„Aber wer soll anfangen?“ nahm der schwedische General von Winsen den Faden der Lady Stanhope aus London wieder auf. „Am besten immer derjenige, der fragt,“ antwortete diese schelmisch.

Der General kam sich ein wenig wie in die Falle gegangen vor, aber als treuer Krieger ließ er sich auch nicht verblüffen. So setzte er sich auf den umgestülpten Deckel seines Sarges, schlug die Beine behaglich übereinander und sah sich mit seinem gutmütig breiten Ge-

sichte im Kreise seiner Zuhörer um. Als er merkte, daß alle gespannt auf ihn blickten, begann er.

„Da wir uns heute nicht mit der Geschichte unseres Lebens, sondern nur mit der unseres Todes befassen wollen, kann ich gleich mitten in die Reihe der Begebenheiten hineinspringen, ohne mich mit weitschweifigen Einleitungen über Vorfahren, Elternhaus und Jugendeheleien erst lange aufzuhalten.

Zu Anfang des Jahres 1640, als der unselige Religionskrieg schon über zwei Jahrzehnte alle Lande verwüstete, hatten wir Schweden in der schönen Hansestadt Bremen eigentlich recht annehmbare Quartiere bezogen. Ganz im Gegensatz zu den übrigen herumziehenden Haufen sah man uns hier sogar gern. Das Andenken an unsern edlen König blühte noch in aller Herzen.“

Wie zur Bestätigung nickte Held Roland nach der Richtung hinüber, wo sich jetzt das Denkmal Gustav Adolfs erhebt.

Der General quittierte dankbar diesen Beweis für die Richtigkeit seiner Darstellung und fuhr fort: „So lebten wir also hier einen guten Tag und hatten uns über nichts zu beklagen. Zumal mir war, dank des persönlichen Wohlwollens unseres Kanzlers, ein besonders günstiges Los zugefallen. Ich war zum Kommandeur der in Bremen liegenden Garnison ernannt worden. Da jene Gegend in dieser Zeit etwas abseits vom eigentlichen Schauplatz der Ereignisse lag, die Leute gut diszipliniert waren und durch die wackre Hilfe meines Herren Adjutanten,“ er schlug dem neben ihm sitzenden Offizier

jobial auf die Schulter, „alles wie am Schnürchen ging, so hatte ich in Wirklichkeit kaum etwas Ernstliches zu tun und um so mehr freie Zeit zu Verfügung.

Ich machte mir deshalb keinerlei moralische Bedenken. Denn nach fünfzehn angestrengten Kriegsjahren glaubte ich so etwas wie einen gewissen Anspruch auf einige Erholung und Erleichterung zu haben, die ich übrigens meinen Leuten nicht weniger als mir selbst von Herzen gönnte. Die meisten von ihnen hatten sich Frau und Kind aus Schweden herüberkommen lassen und lebten so der angenehmen Selbsttäuschung, nach langer Zeit wieder einmal Heimatboden unter den Füßen zu spüren.

So kam der Mai des Jahres 1640 heran. Nach einem harten Rüstenwinter und nach Wochen schmutzigsten Tauwetters wirklich ein wundervoller, echter Wonnemonat Mai. Ueberall krochen die Menschen aus ihren dumpfen Steinhöhlen hervor und pumpten sich in langen, frohen Zügen die Lungen mit der gesunden, würzigen Luft voll, die vom Strome und vom Meere gelinde herüberstrich. Es war, als ob mit diesem sanften Wehen alle Erinnerung an Krieg, Vernichtung und Tod aus der Welt fortgehaucht wäre. So goldig, wie die Sonne am Himmel, leuchteten wieder Zukunftshoffnung und Zukunftsfreudigkeit in die niedergedrückten Seelen der armen Städter.

An einem ganz besonders warmen und sichtig klaren Abend dieses alle Sinne bezaubernden Monats, schlenderte ich mit einigen guten Kameraden und befreundeten Ratsherren am Ufer der Weser entlang, stromabwärts. Mein getreuer Adjutant hatte sich uns auch an-

geschlossen, obwohl er sonst, gerade in letzter Zeit, seine Freistunden in anderer und, wie ich vermutete, zarterer Gesellschaft zuzubringen pflegte."

Bei diesen Worten huschte über das offene Gesicht des jungen Offiziers ein verlegenes Lächeln, während die schwedische Gräfin sichtbar erschrocken zusammenfuhr. Lady Stanhope fixierte sie etwas erstaunt, und man merkte es ihren Lippen an, daß diese sich zu einem innerlichen „shocking“ formten.

Auch Heiß Roland war die Wirkung nicht entgangen, die der General mit seinem letzten Satz hervorgerufen hatte. Gemütlich legte er seine mächtige Rechte auf die Schulter der Gräfin, daß diese ordentlich zusammenknickte, und obgleich er zu flüstern vermeinte, schnarrte er doch mit dröhnender Stimme: „Aber warum denn so zimperlich, Madame? Da ist doch nichts dabei! Als ich mit meinen Freunden bei den schönen Mädchen in Spanien“

Weiter kam er nicht. Denn um die Lage für die Gräfin nicht noch peinlicher zu gestalten, unterbrach Herr von Winsen rasch den ungeschlachten Gesellen und setzte seine Erzählung fort.

„Wir hatten uns alle auf einen hölzernen Steg niedergelassen. Dicht neben den langgestreckten Uferanlagen, wo die von der See herkommenden großen Schiffe festzumachen pflegten. Soeben berührte der Feuerball der sinkenden Sonne die breite Glycerfläche des Stromes, wir vermeinten ordentlich, das brausende Rischen der im Kampf geratenen Elemente zu vernehmen, da rauschte eine stolze Galeere mit vollen Segeln

in den Fluß hinein, gerade auf den Anlegeplatz an unserer Seite zu.

Noch ganz im Banne dieses imposanten Schauspielles, der geblähten, sonnendurchglühten Segel, der am Bug hochausspritzenden, silbernen Schaumkronen, erkannten wir am Vormast die schwedischen Heimatsfarben, und nun zogen Jauchzer um Jauchzer hinüber, die von drüben mit Tücherschwenken und jubelnden Zurufen eifrig erwidert wurden. Es war die „Trollhetta“, die aus dem fernen Indien, mit kostbaren Gewürzen beladen, in Bremens stolzen Handelshafen einfuhr.

Als die Ankerketten herniederrasselten und die ersten Taue, von hilfsbereiten Händen aufgefangen, klatschend an Land fielen, sprang mein Adjutant plötzlich mit jähem Ruck auf und starrte so entgeistert auf das Schiff hinüber, als ob er soeben das Fahrzeug des fliegenden Holländers erblickt hätte. „Ja, mein Gott, was ist denn?“ „Habt Ihr eine Vision?“ „Was kommt Euch denn ein?“ So schrien wir alle durcheinander. Da kehrte ihm das Leben zurück, und während er noch rief: „Die Trollhetta wird ja von dem Gemahl unserer Gräfin geführt!“ sprang er schon mit langen Säzen, als gälte es den Sturm auf eine Wallensteinsche Bastei, am Ufer entlang, der Stadt zu.“

Bei dieser Stelle fürchtete die schwedische Gräfin wohl wieder ein unliebsames Intermezzo. Deshalb zog sie sich möglichst unauffällig in die dunkelste Ecke des Kellergewölbes zurück, wo nicht einmal mehr die Blitze mit ihren Flammenfackeln hinreichen konnten, und sie von Held Roland nur dessen unsagbar breiten Rücken sah.

Der General hatte das Abwehrmanöver seiner schönen Landsmännin wohl bemerkt, ließ sich aber durch dasselbe keineswegs heirren.

„Wir Zurückgebliebenen erinnerten uns nun gleichfalls, daß die Gräfin des öfteren die „Trollhetta“ in Verbindung mit ihrem Manne erwähnt hatte. Unwillkürlich lächelten wir daher alle über den Eifer des feurigen Adjutanten. Hier und da wurden wohl auch einige neckende Bemerkungen gemacht.

Inzwischen war das Schiff durch eine stabile Schubbrücke mit dem Festlande vereinigt worden, und zahlreiche frohe Menschen strömten herüber und hinüber. Als einer der Ersten betrat der Kapitän das Ufer. Ein breitgewachsener, nicht unschöner Mann. Die Gesichtszüge dunkel gebräunt, aber auch von heißen Seewinden aller Zonen stark verwittert, wodurch das Antlitz mit den stechenden Augen und der scharf geschnittenen, sehr ausgeprägten Nase, dem unter dichten, blonden Bartwuchs fest zusammengepreßten Mund zum Träger einer bis zur Wildheit gesteigerten, eisernen Willenskraft wurde.“

Bei diesen Worten des Herrn von Winsen ließ sich aus der dunklen Zufluchtsecke der Gräfin ein schwerer Seufzer vernehmen.

„Wir bildeten in der dichtgedrängten Menge der Zuschauer am Ufer eine Gruppe für uns, der man Stand und Herkunft natürlich leicht ansah. Der Kapitän ließ seine Augen kühl abwägend über die vielen Köpfe der Neugierigen dahingleiten, dann trat er entschlossen auf uns zu und fragte uns im gebrochenem Deutsch nach

einem bestimmten Quartier, von dem wir wußten, daß es die Wohnung seiner Gemahlin war.

Sofort machte ich mich ihm in unserer gemeinsamen schwedischen Heimatssprache bekannt, erzählte ihm, daß wir längst wußten, wer er sei, und daß schon ein Bote zu seiner Gemahlin unterwegs wäre, diese also in ganz kurzer Zeit gewiß hier eintreffen würde, um ihn zu seiner endlichen Heimkehr zu beglückwünschen. Wir taten das zunächst schon herzlich an ihrer Stelle.

Als ich das mit dem Boten an seine Frau erzählte, schien es mir, als ob ein Zeichen des Unwillens über sein Gesicht führe. Wie etwa ein Mensch aussieht, dem ein vorher überdachter Plan plötzlich irgendwie durchkreuzt wird. Im übrigen war er natürlich freudig überrascht, gleich mit seinen ersten Worten auf Landsleute gestoßen zu sein. Er erklärte dies für ein günstiges Vorzeichen und lud uns alle ein, heute abend mit ihm an Bord das Fest der glücklichen Landung zu feiern. Ueber eine solche Abwechslung in unserem sonst ziemlich gleichmäßig dahinfließenden Leben froh, versprachen wir gern, seiner freundlichen Aufforderung Folge zu leisten.

Während wir noch so gegenseitig Höflichkeiten austauschten, rollte ein schmucker, vierspänniger Wagen heran, und als die Diener behende den Schlag geöffnet hatten, hob sich aus den Damastkissen des Rutschinnern die Gräfin, gefolgt von meinem Adjutanten.

Das Wiedersehen der beiden Gatten war herzlich, wenn sie sich auch vor den zahlreichen Zeugen etwas Zurückhaltung auflegen mußten. Aber schon damals glaubte ich außerdem von seiner Seite eine gewisse Steif-

heit zu bemerken. Aus den Augen des Kapitäns blickte mehr vorsichtige Prüfung als überschwengliche Liebe."

Wieder hauchte aus der Richtung, in der sich die Gräfin allmählich immer mehr vor den Uebrigen verbarg, ein leiser, klagender Seufzer.

„Da die Dunkelheit inzwischen überhand zu nehmen drohte und nun doch vom Wasser eine empfindliche Kühle aufzusteigen begann, so forderte uns der Kapitän auf, gleich mit ihm an Bord zu gehen. Vergnüglich schritten wir hinter ihm und seiner Gattin her.

Während er uns Proben aus den Herrlichkeiten der Ladung zeigte und uns durch Räume des großen Ueberseeschiffes führte, wie sie die meisten von uns noch nicht gesehen hatten, ließ der Kapitän den prächtigen Speisesaal der Offiziere zu einem geradezu fürstlichen Feste herrichten. Als wir auf einer breiten, reich geschnitzten und mehrfach kühn geschwungenen Holztreppe hinunter stiegen, mußten wir plötzlich die Augen schließen. So blendete uns die Fülle der Kerzen, die uns von der buntbemalten Decke, an den mit fremdländischen Seidenstickereien bespannten Wänden und von der mit Kristall, Silber und Gold übervoll beladenen Tafel entgegenstrahlten. Die seltsamsten Gebilde, Gebrauchsgegenstände und unbekannte Zierrate, blitzten im Lichte der tausend Flammen auf, um sich gleich darauf wieder in huschende Schatten gespenstisch niederzuducken. Wir glaubten uns mit einem Schlage in Indiens fernes Feen- und Zauberreich versetzt.

Bei Tisch flossen in Strömen die würzigsten Weine, wie sie unser Gaumen noch niemals berührt hatte. Der

Kapitän erzählte fesselnd und spannend von schattenverdüsterten Urwäldern mit glitzernden Riesenschlangen, brüllenden Tigern und unerklärlichen, unheimlichen Nachtstimmen. Von zum Himmel aufspritzenden Meeren und von Sonnen, die Pfeilschnell in die Wogen hinabgleiten, daß Tag und Nacht zu einer unlösbaren Einheit verschmelzen. Wir berichteten dafür wieder von Fahrten und Abenteuern des großen Krieges, von dem der Kapitän in seiner langen Abwesenheit beinahe nichts gehört hatte.

So wäre die Stimmung, bei solch anregenden Gesprächen, so auserlesenen Tafelfreuden, in Gegenwart der schönen Gräfin, die allerbeste gewesen, würde es nicht immer wieder wie von unsichtbaren schwarzen Fittichen über unsere Häupter dahingerauscht sein. Es konnte vorkommen, daß soeben noch die Worte hallend und schwabend laut durcheinanderfuhren, und gleich darauf eine jähe Stille entstand, die uns mit eisigen Schauern die Haut des Rückens hinunterglitt. Anfangs schrieben wir diesen unerklärlichen Druck der Seltsamkeiten der ungewohnten, die Phantasie aufpeitschenden Umgebung zu. Dann aber wurden wir immer kleinlauter, sobald wieder eine solche ruckweise Unterbrechung des Gespräches sich wie ein bössartiger Dämon schwül und breit über die ganze Tafel legte.

Wie ein solcher Dämon war mir auch vom ersten Augenblicke an der unheimliche braune Geselle erschienen mit dem rundgeschnittenen schwarzen Bart, über dem man nur das Weiße der überhaupt meist durch die Lider verschleierten Augen sah. Auf seinem Haupte

thronte ein gewaltiger Turban aus kostbaren Seidenstoffen, von einer glitzernden Agraße zusammengehalten. Der gleichmäßig braune Oberkörper war völlig nackt. Die Beine steckten in weiten, ebenfalls buntseidenen Pluderhosen. So stand der Kerl mit über der Brust verschränkten Armen die ganze Zeit über unbeweglich hinter dem Stuhl des Kapitäns, der ihn nur einmal flüchtig als seinen Diener bezeichnete. Keine Miene verzog sich in dem starren Gesicht des braunen Burschen. Er berührte mit seinem Kopfschmuck fast die geschnitzten Balken der Decke, daß ich ihn nur mit den Körpermaßen unseres Held Roland hier vergleichen kann.

Soeben hatte uns der Kapitän wieder ein schier unglaubliches Stück eines indischen Zauberers erzählt, mit dem er tage- und nächtelang allein durch die tropische Wunderwelt dahingezogen war, als der Braune hinter dem Sessel unseres Wirtes an diesem Abend die erste Bewegung machte. Nur ein leichtes, kaum bemerkbares Nicken nach der Richtung hin, wo die Gräfin an der rechten Seite ihres Gemahles saß. Die Bewegung war so unscheinbar, daß sie außer mir wohl kein anderer von der Tafelrunde beobachtet hatte. Auch mir wäre sie sicherlich entgangen, wenn der Braune mir nicht wie ein Alp auf der Seele gelegen und mich immer wieder, ganz gegen meinen Willen, mit magnetischer Kraft zu ihm hinzublicken gezwungen hätte, und wenn nicht gerade in diesem Momente wieder eine jener schrecklichen Gesprächspausen über uns hereingebrochen wäre.

So hatte ich Muße, ob ich wollte oder nicht, Zeuge eines kurzen, aber um so seltsameren stummen Spieles

zu werden. Der Kapitän fing das Zeichen seines Dieners sofort auf und setzte es gleichsam, ebenso unmerklich fort, indem er die Blicklinie aufnahm, die von den weißen Augen des unheimlichen Warners ausging. Sie führte von der Gräfin schnurstracks über die Schmalseite des Tisches zu meinem Adjutanten hinüber, mit dem die lebhafteste Frau in ein angeregtes Gespräch vertieft war. Silbernes Glockenspiel schüttelte ihr Lachen durch die schwerduftenden Blüten der Tafel, und ihre prachtvollen Zähne blinkten so lockend, daß in jedem einzelnen sich alle tausend Kerzen widerzuspiegeln schienen.

Die beiden, die Gräfin und der Adjutant, waren so miteinander beschäftigt, daß sie allein das furchtbare Schweigen nicht fühlten, das wieder mit gestaltlosen Krallen in uns hineingriff. Der junge Krieger hatte soeben eine dunkelrote Kelchblüte abgebrochen und sie seiner Dame gegenüber zugeworfen, die sie lachend mit den verführerischen Zauberzähnen auffing. Infolge des jähen Schweigens war dieses heitere Spiel allen Festteilnehmern sichtbar geworden. Die beiden merkten dies, als es schon zu spät war, und blickten nun auch betreten und errötend, weil aller Augen sich auf sie richteten, auf das blendend weiße Tafeltuch nieder.

Da riß der Kapitän die Unterhaltung wieder an sich. Er tat, als ob er allein nichts bemerkt hätte, und von jetzt ab verlor sich der neu eingefädelte Faden nicht mehr. Im Gegenteil: wie ein Rausch zog es durch den Raum. Märchen aus allen Welten stiegen aus den Weingläsern empor, umgaukelten uns mit bunten, grellen, sinnverwirrenden Farben, ließen Indiens heiße

Gluten auf uns niederstrahlen, die Bewegung des Schiffes zu verspüren, wie es uns über ferne, blaue Lichtmeere dahinschaukelte, so daß wir des Weserstromes und der Stadt Bremen gänzlich vergaßen. Ich weiß noch heute nicht, was damals alles mit uns geschah, und ob dies so mit rechten, eines ehrlichen Christenmenschen würdigen Dingen zugegangen ist.

So viel steht jedenfalls fest, daß es damals keinem von uns auffiel, daß sich der Kapitän plötzlich mit meinem Adjutanten entfernte, und daß er nach einiger Zeit ohne diesen — allein — zurückkehrte. Ich erinnere mich nur noch, daß aus irgendeiner Nische wehmütig schmeichelnde Musik daherkam, daß ich mich vergeblich bemühte zu erraten, von welchen Instrumenten sie wohl ausgehen möchte, und daß ich dann selbst dieses Bestreben wieder vergaß. Jedes Maßgefühl für Zeit und Raum hatten wir verloren.

Wie ein saufender Peitschenhieb traf es daher schmerzlich unsere Augen, als plötzlich der von allem Wahnsinn scheinbar allein unberührte braune Turbanträger — ob ihm sein Herr dazu einen Auftrag erteilt hatte, vermag ich auch nicht zu sagen — als er also plötzlich mit einem jähen Ruck die kostbaren fremdländischen Tapissereien von den Wänden herunterriß, und der graue Morgen durch breite, dicht über dem Stromwasser ansetzende Fenster zu uns hereinquoll.

Als ob ein harter Windstoß in wallende Nebelschwaden gefahren sei, so wich auch von unseren Stirnen der Druck des nie erlebten Stausches, und plötzlich wieder nüchtern geworden, starrten wir uns mit blei-

chen, übernächtigten Gesichtern gegenseitig an. Ein jeder empfand vor den anderen so etwas wie Ekel, Furcht und Grauen, ohne dafür irgendwelche Gründe anführen zu können.

Nur der Kapitän stand ganz ruhig von seinem Sessel auf, wobei er sich mit beiden Händen kraftvoll auf die weitausladenden Armlehnen stützte. Mir war es, als ob er in diesem Augenblicke die ganze Tafelrunde mit einem satanisch spöttischen Lächeln überflog. Gleich darauf schlug seine tiefe, durchaus nicht unsympathische Stimme an mein Ohr: „Meine Herrschaften, es dürfte Zeit sein, das Gelage abzubrechen. Ich werde Sie selbst an Land geleiten.“

Zu einem unordentlichen Anäuel zusammengedrängt, weil manchem von uns die Füße ihre Dienste versagten, folgten wir unserm Wirte die gewundene Holztreppe hinauf. Auf Deck umflutete uns taufrischer Sonnenglanz eines jungen Maimorgens, der alle Spukgestalten der Nacht zugunsten eines lebenswarmen Tages zu verschrecken schien.

Gleich beim Heraufkommen hatte ich mich von der übrigen Gesellschaft etwas abgesondert an die Reeling gelehnt und atmete nun in vollen und befreienden Zügen die gesunde Luft mit greifbarer Wirklichkeit ein. Die letzten Stunden war ich geneigt, jetzt nur noch für einen wüsten Traum anzusehen, und dankbar streichelte ich mit meinen neu erwachenden Blicken die Welt des Seins, des Lebens, der Klarheit.

Da hörte ich hinter mir einen gellen Schrei aus Frauenmund. Ich fuhr zusammen und sah, als ich mich

umwandte, die ganze Gesellschaft mit allen Zeichen des Entsetzens über eine kleine Mittelgruppe gebeugt. Nur der lange Jüder und sein Herr, der Kapitän, standen ein wenig abseits. Der Braune, unbeweglich wie immer, hielt ein weißes Laken in der Hand, das er soeben von dem am Boden liegenden Körper abgezogen haben mußte, über den die Gräfin jetzt laut aufschreiend zusammengesunken war.

Alle Versuche des reinen Tageslichtes, die Schemen der Nacht zu vertreiben, waren im Nu gescheitert. Voll banger Ahnungen mischte ich mich in den Kreis der sprachlos die Hauptpersonen Umdrängenden. Als bald erkannte ich in dem Hingestreckten meinen Adjutanten, auf dessen Brust noch ein dicker Klumpen geronnenen Blutes klebte. Er rührte offensichtlich von einem Degenstoß her, der, von geschickter Hand geführt, ins Herz gedrungen sein mußte. Nur ganz allmählich konnte ich mir die Reihenfolge der Gehehnisse zusammenreimen, wie sie mir viel später, erst als wir beide uns in diesem Keller hier wiedergefunden hatten, mein Adjutant, als in Wahrheit so vor sich gegangen, bestätigte.“

Als Herr von Winsen in seiner Darstellung so weit gekommen war, trat der Adjutant selbst in die Mitte des Gewölbes. Er hatte sich schon seit längerer Zeit gleichfalls in den Schatten des Hintergrundes zurückgezogen und dort still neben der Gräfin Platz genommen. Jetzt wagte er es, mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung den Sprecher zu unterbrechen.

„Herr General werden vielleicht der erlauchten Versammlung gütigst gestatten, das, was nun zu berichten

ist, aus meinem Munde anzuhören, da ich in dieser Szene wohl doch den Hauptakteur abgeben muß."

Der junge Mann hatte bescheiden, aber auch bestimmt gesprochen. Der General erteilte ihm mit einer wohlwollenden, zugleich doch kameradschaftlichen Handbewegung die gewünschte Erlaubnis. Um einen letzten Rest von Verlegenheit niederzukämpfen, räusperte sich der Adjutant noch ein wenig, dann begann er:

„Ich muß noch einmal auf das Festmahl zurückgreifen, von dem uns der Herr General soeben erzählt hat. Als jene unerklärliche, übermütige Laune über uns hereingebrochen war, die mich aus einem unwiderstehlichen und sicher übernatürlichen Drange dazu zwang, der Gräfin die purpurrote Blüte zuzuwerfen; denn ich fühlte, noch während ich es that, das durchaus Angehörige meiner Handlungsweise, als also jene Ereignisse sich so hemmungslos schnell, wider unsern sich nutzlos dagegen stemmenden Willen, abrollten, da empfand ich deutlich, ohne meine Augen aufzuheben, die bohrenden Blicke des Kapitäns auf mir ruhen.

Jetzt war mein moralisches Selbstbewußtsein vollends gebrochen. Einem magnetischen Zwang folgend, mußte ich mich von meinem Stuhle erheben, und wie ein Traumwandler, oder eher noch wie ein plötzlich Erblindeter, schritt ich, die Hände tastend ausstreckend, der massigen Gestalt des Kapitäns nach. Ich fühlte auch, daß neben mir noch ein anderer ging. Ich vermochte aber nicht zu sagen, ob es mein eigener Schatten oder der indische Diener war. Bis heute habe ich mir darüber keine Klarheit verschaffen können.

Auf Deck angelangt — mir schien die Wanderung endlos zu sein und durch Jahrhunderte zu gehen — blieb der Kapitän am Fuße des Großmastes stehen. Jetzt wandte er sich um, so daß ich sein bleiches, härtiges Gesicht im Mondenlicht erblicken konnte. Seine Augen bohrten sich förmlich in mein Herz ein, genau an jener Stelle, wo mich gleich darauf die Spitze seines Degens treffen sollte.

„Du hast es gewagt, dich meiner Frau in ungehörlicher Weise zu nähern. Darum mußt du jetzt dein Leben gegen das meinige verteidigen.“ Er sprach, wie wir es an ihm schon gewohnt waren, mit dumpfer und hohler Stimme, aber ohne jedes Anzeichen äußerer oder innerer Erregung.

Vergeblich bemühte ich mich, ihn von der Grundlosigkeit seines Verdachtes zu überzeugen. Ich leugnete nicht, daß mich die bestrickende Persönlichkeit seiner Gattin schon seit langem bezaubert habe. Ich bewies ihm aber auch, daß ich niemals die Grenzen ehrfurchtsvoller Anbetung überschritten, daß mich nur heute wohl der Weinrausch zu einer mir selbst unbegreiflichen Freiheit hingerissen habe. Alles umsonst. Er lachte nur kurz und trocken auf und rief dann: „Wenn ich dich nicht wie einen tollen Hund niederschlagen soll, ziehe endlich blank!“

Da er schon den funkelnden Degen zum Stoß anlegte, blieb mir nichts weiter übrig, als mich nun auch meinerseits meiner Haut zu wehren. Ich war eigentlich nie ein schlechter Fechter. Weil ich aber von vornherein durch die Absicht gehemmt wurde, meinen Gegner, den ich für unzurechnungsfähig hielt, nicht tödlich

zu verletzen, und weil dieser Gegner mit einer unfaßbaren Kaltblütigkeit focht, mußte es zu dem Ende kommen, wie es Ihnen mein Herr General soeben geschildert hat."

Der Adjutant trat bescheiden in den Schatten zurück und ließ sich auf dem umgestülpten Sargdeckel neben der Gräfin nieder, die ihm stumm die Hand drückte.

Herr von Winsen rieb sich mit Daumen und Zeigefinger der Rechten seine Stirn, als müßte er dort alte Erinnerungsbilder wieder wachrufen, und während Held Roland vor sich hinmurmelte, daß es nur so dröhnte: „Ich hätte den Kerl in Stücke gehauen!“ nahm der General die Erzählung dort wieder auf, wo sie sein Adjutant abgebrochen hatte.

„Was sich nun noch ereignete, meine Herrschaften, ist zwar nicht weniger seltsam, als das Vorhergegangene, läßt sich aber weit kürzer erzählen, weil mir selbst zu dem meisten der Schlüssel der Erklärung noch fehlt, er wohl auch niemals gefunden werden wird.

Wie ein Trunkener wankte ich vom Schiffe ans Land, ohne mich um meine Genossen in dieser merkwürdigen Nacht weiter zu bekümmern. Ich hatte mit mir selbst genug zu tun. Meine Knie zitterten, als könnten sie die Last des Körpers nicht mehr tragen. Und dieser Leib wurde abwechselnd von kalten und heißen Fieberschauern gejagt. Dazu rumorte es in meinem Kopfe, daß es mir überhaupt nicht mehr möglich war, auch nur den einfachsten Gedanken klar zu erfassen, geschweige denn gar zu Ende zu denken. So stürzte ich mich wie ein Ertrinkender auf einen Wagen, den ich glücklicher-

weise noch ein gutes Stück vor dem Stadttore traf. Der Kutscher mußte mich mit Hilfe meines erschrocken herbeigeeilten Dieners in mein Bett tragen, das ich nur noch einmal verlassen sollte, um hier in diesem Keller für immer eingeschlossen zu werden.

So wie mir erging es beinahe allen Teilnehmern jenes nächtlichen Gelages an Bord der „Trolhetta“. Und nicht nur diesen. Ungezählte Einwohner der einst so fröhlichen Stadt Bremen verfielen dem gleichen Loos. Die Kirchhöfe und Gräfte vermochten bald die immer neu Hinzukommenden nicht mehr zu fassen. Der schwarze Tod raste wieder einmal durch die Straßen und machte keinen Unterschied, ob er sich durch die niedrige Tür einer schmutzigen Hütte hineinzwängen mußte, oder ob er stolz die breite Prachttreppe zu einem Patrizierpalast hinaufsteigen durfte. Die verängstigten Bürger behaupteten, daß der Unhold zugleich mit den Schätzen in die Weser eingefahren wäre, die die „Trolhetta“ aus Indien gebracht hatte, die unser Herz noch wenige Stunden zuvor so sehr ergöhten. Nun lag ich hier in meiner dämmernden Ruhe, hörte die himmelnden Sterbeglöcklein ohne Unterbrechung erklingen und vernahm nur zuweilen aus dem Wimmern der mit dem Tod im Auge Dahinschleichenden noch Lebenden, was dort draußen vor sich ging.“

Der General schwieg plötzlich, weil aus der Ecke, wo die schwedische Gräfin saß, ein gar so erbärmliches Schluchzen aufsprang. Held Roland benutzte die Pause, um ernst sein steinernes Haupt hin und her zu wiegen. „Ja, ich erinnere mich,“ sagte er dabei donnernd. „Die

Menschen benahmen sich damals wirklich äußerst töricht. Wie ein aufgestörter Ameisenhaufen kribbelten sie durcheinander, flohen sich und suchten sich wieder. Keiner wußte mehr sein eigenes Ziel, kannte mehr den Zweck seiner Unternehmungen. Wirklich, sie waren so verwirrt, daß ich es wagen durfte, sie am helllichten Tage von meinem Postament herab auf offenem Markte herzhast auszulachen. Sie merkten es nicht einmal, oder wenn sie es merkten, fanden sie nichts Außergewöhnliches mehr dabei. Die Zeit war völlig über ihre Schranken getreten.“

Während Held Roland solcherlei Betrachtungen noch vor sich hinpolterte, war die schwedische Gräfin leise aufgestanden und hatte sich neben den General gestellt, der sie mitleidig betrachtete. Mit schwacher, fast flüsternder Stimme, so daß der steinerne Riese sich tief zu ihrem Munde herabbeugen mußte, griff sie in die Unterhaltung ein.

„Nach dem, was ihr soeben gehört habt, liebe Freunde, meine ich ein Recht zu besitzen, nun meine eigene Geschichte zu Ende zu führen. Auch glaube ich, daß es euch nicht unwillkommen sein dürfte.“

Alle gaben durch Wort und Zeichen ihre Zustimmung kund.

„Gleich nach jenen unglückseligen Ereignissen mußte mein Mann schleunigst die Anker wieder lichten, weil ihn und sein Schiff immer wüßtere Volkshaufen bedrängten, die ihm an allem Unheil allein die Schuld beimaßen. Als sie endlich Anstalten trafen, Feuerbrände in das Fahrzeug zu werfen, floh er eiligst mit der „Trol-

hetta“ stromabwärts dem Meere zu. Mich zwang er, diesmal ihm zu folgen. Mehr als seine Gefangene, denn als seine Gattin. Den ruchlosen Jnder setzte er geradezu zu meinem Wärter ein. Außer uns waren nur wenige Menschen an Bord, da alle Seeleute das Todes-schiff, wie sie es nannten, in schier abergläubischer Furcht flohen. Erst in Schweden konnten wir neue Mannschaft finden. Rohe Gesellen, unter deren Gewohnheiten und üblen Reden ich in gleicher Weise zu leiden hatte. Acht Jahre kreuzten wir, meistens in nordischen Gewässern herum, ohne daß mein Fuß in dieser Zeit auch nur ein einziges Mal festes Land betreten hätte.

Endlich wurde ich in einem kleinen Hafen Islands von meiner Qual erlöst. Mein Mann hatte sich beim Robbenfang eine anfangs unbedeutend erscheinende Verletzung zugezogen. Er beachtete die Wunde nicht, unreinigte sie und starb schließlich unter großen Schmerzen an ihren Folgen. Beinahe in dem nämlichen Augenblicke, in dem wir die Leiche ins Meer versenkten, war der Jnder wie vom Erdboden verschwunden. Ich habe ihn, Gottseidank, niemals wieder gesehen.

Meine endlich erlangte Freiheit benutzte ich dazu, um auf dem schnellsten und geradesten Wege in meine liebe Stadt Bremen zurückzureisen, an die mich die einzigen trauten Erinnerungen fesselten, die ich mir vom Leben noch bewahrt hatte.

Aber ich durfte mich dieses Lebens nicht mehr allzu lange erfreuen. Die vergangenen Leiden hatten zu unbarmherzig an meiner Kraft gezehrt. Schon nach zwei weiteren Jahren trug man mich, meinem Wunsche ent-

sprechend, hierher, wo meine beiden Landsleute, der General und sein Adjutant, schon ihre letzte Ruhe gefunden hatten."

Die Gräfin hielt inne, weil die trüben Erinnerungen sie derart übermannten, daß Tränen ihre Stimme vollends zu ersticken suchten. Gutmütig schlug ihr Held Roland abermals mit seiner steinernen Rechten auf die Schulter, beinahe wäre die zarte Frau vornübergefallen, und redete ihr tröstlich zu: „Ja, Madame, da haben Sie viel Schlimmes erlebt. Dafür geht es Ihnen hier unten in dieser erlauchten Gesellschaft nun um so besser.“

Unter Tränen lächelnd blickte die Gräfin zu dem gewaltigen Sprecher empor.

„Ich habe meine Pflicht getan,“ ergriff noch einmal Herr von Winsen das Wort. „Wer folgt nun?“ Suchend sah er sich im Kreise um. Wie es meistens in solchen Fällen zu geschehen pflegt, hatte niemand den Mut, sich freiwillig zur Unterhaltung der anderen anzubieten. Also mußte Lady Stanhope aus London wieder ihres Amtes eingedenk sein und ein neues Opfer finden, das durch die Schilderung seines letzten Leidensweges den übrigen die erwünschte Zerstreuung gewährte.

Mit der ihr eigentümlichen abgemessenen Grazie wandte sich die Lady daher ein wenig herum, so daß sie dem jungen Studenten voll in das hagere langgezogene Gesicht zu blicken vermochte, und richtete ihre wohlklingenden Worte an diesen. „Wie wäre es, mein Herr, wenn Sie uns ein wenig vorplauderten? Sie sind zwar nicht nur an Jahren jung, sondern auch in unserm Kreise. Wenn ich mich recht erinnere, hat nur noch mein

Landsmann hier, der Herr Major, nach Ihnen unsere Gesellschaft durch seine Ankunft vermehrt. Aber auch Sie fanden, wie der Adjutant des verehrten Baron von Winsen, Ihren Tod im Duell. Wir sind nun einmal heute auf solche Kost eingestellt und ich glaube daher im Namen aller zu sprechen, wenn ich Sie um Ihre Geschichte bitte, die uns sicher ebenfalls gar mancherlei Interessantes und Spannendes bieten wird."

Wieder nickte die ganze Gesellschaft zustimmend Beifall. Bevor aber der Student sich noch recht in Positur setzen konnte, erhob sich der eben erwähnte englische Major, der sich sonst ziemlich reserviert abseits gehalten hatte. Ihm paßte die burschikose Art des alten Haudegen Roland schon längst nicht mehr, erhob sich also der englische Major ein wenig von seiner Sargkante und wandte sich an Lady Stanhope: „Gewiß, verehrte Lady, bin ich hier noch ein junges Mitglied, habe erst seit 1720 den Vorzug, Ihre Gesellschaft zu teilen, aber der Jüngste bin ich darum doch noch nicht. Der Arbeiter Conrad Ehlers dort ist noch volle achtundsechzig Jahre nach mir hier eingezogen."

Lady Stanhope aus London zog ihr feines Mäschen ein wenig in die Höhe und tat, als ob sie den Einwurf ihres Landsmannes überhaupt nicht gehört hätte. Man merkte ihr deutlich an, sie mochte nicht gerade wieder „shoking“ sagen, aber der Mann aus dem arbeitenden Volke zählte für sie nicht mit. Schlimm genug, daß sie schon so lange mit solchen Leuten die gleiche Wohnung teilen mußte.

Inzwischen hatte sich der Student wohl einen Plan für seine Erzählung zurecht gelegt; denn als die erforderliche Ruhe wieder eingetreten war, begann er ziemlich unvermittelt.

„Wenn ich Ihrem Wunsche nachkommen soll, meine sehr verehrten Herrschaften, so habe ich es nicht ganz so leicht wie mein Vorgänger, der Herr General. Ich muß, obgleich ich Ihnen die Geschichte meines Todes vortragen will, doch ein gut Teil meines Lebens berichten, ja sogar Ihnen von meinen Eltern, wenigstens von meinem Vater, und von meinem Geburtsorte erzählen. Hoffentlich werden Sie sich dabei nicht allzu sehr langweilen.“

Da niemand widersprach, Held Roland ihm im Gegenteil mit einem kräftigen: „Na, dann nur los, junger Fant!“ aufmunterte, fuhr er gleich darauf fort:

„Meine Familie stammt aus dem Thüringischen, wo mein Vater sich durch eisernen Fleiß von einem armen und einfachen Zimmermann allmählich zu einem begüterten Holzhändler emporgearbeitet hatte. Als solcher bekam er eines schönen Tages von der Stadt Bremen den ehrenvollen Auftrag, einen großen Posten guten, fernigen Holzes zum Bau eines umfangreichen Handelschiffes zu liefern. Mein Vater war natürlich über diesen Glücksfall äußerst froh und suchte die besten, die längsten und stärksten Stämme seines Bestandes aus. Diese wurden erst auf mächtige Räder geladen, mit denen es unter „Hü!“ und „Hott!“ landeinwärts ging, bis man das Ufer des lieblichen Weserstromes erreichte. Hier wurde die ganze Waldpracht zu Flößen zusammen-

gebunden, und auf ihnen schiffte mein Erzeuger gemächlich die Wogen hinunter. Endlich tauchten im sonnigsten Mittagsglast die breiten Tore und die hohen, stolzen Thürme der freien Stadt Bremen auf.

Der Senat beurfundete feierlichst, daß mein Vater nur allerbeste Ware geliefert, und dieser hatte noch die große Freude, seine lieben Hölzer, zu einem weitbauchigen Schiffe umgewandelt, aus dem Strom ins offene Meer hinausgleiten zu sehen.

X Seitdem galt für meinen Vater, wie für seine gesamte Familie, Bremen so etwas als eine Märchen- und Fabelstadt, in der alle Schätze und Schönheiten der Welt auf den Straßen nur so funterbunt durcheinander lägen. So oft er davon erzählte, meinte ich, man brauchte sich an diesem Orte nur zu bücken, um seine Taschen ein für allemal mit jeglichem erdenklichen Glück und Reichthum vollzustopfen.

Daher lag auch mir die Sehnsucht nach Bremen von früh auf im Blute, und ich ruhte nicht eher, bis sich diese Sehnsucht erfüllte. Wie solches vonstatten ging, will ich Ihnen nunmehr berichten, meine verehrten Herrschaften. Denn es ist die eigentliche Geschichte meines jähen Endes, die Sie ja von mir hören wollen."

Er holte tief Athem und machte eine kurze Pause, in der er seine Erinnerungen noch hübsch der Reihe nach überdachte, um sie desto wirksamer zur Darstellung bringen zu können.

„Mein Vater hatte den Ehrgeiz, aus mir, als seinem einzigen Kinde, einen studierten Mann zu machen. Und wenn schon, denn schon. Also mußte ich mich, sobald ich mich durch die Lateinschule hindurchgequält

hatte, der Gottesgelehrtheit widmen. Ich freilich wäre viel lieber auch ein frischer, fröhlicher Holzhändler geworden, sowie mein Vater einer war. Des Morgens, wenn alle Welt sich noch den Schlaf aus den Augen rieb, mit dem Förster in den Wald hinaus zu wandern, um durch kurze, kräftige Messerstriche diejenigen Stämme zu bezeichnen, die nun als stolze Mastbäume oder wuchtige Kiele die Meere aller Zonen durchheilen sollten, das behagte mir alles weit mehr, als meinen widerwilligen Schädel Genus- und Kasusregeln oder unzählige fromme Sprüche aus verstaubten Folianten einzuhämmern.

Ein schwacher Trost blieb es für mich dabei immerhin, daß mein Vater mir wenigstens gestattete, mein Studierzimmer, anstatt in dumpfigen und muffigen Stuben, hoch oben auf seinen Holzstapeln aufzuschlagen, wo der harzwürzige Geruch der frischgeschälten Balken meine empfänglichen Sinne allmählich einullte, und über Aktiv und Passiv, über Hosea und Obadja selige Träume emporwachsen ließ.

O diese Stunden der Träume dort oben auf den turmhoch geschichteten Hölzern! Immer wieder trugen sie mich auf unsichtbaren Schwingen über Berge und Felder zum Weserstrom, zur Handelsstadt Bremen. Denn dort, dachte ich, ist die Pforte der Welt. Von dort aus geht es hinaus in die Wunder des Südens, in die Schrecken des Nordens. Und du bist doch nur deswegen ein Mensch, damit du diesen Erdball kennen lernst, der dazu auserlesen ist, gerade die Menschen zu tragen.

All das wurde auch nicht anders, als ich endlich soweit war, die Universität Jena zu beziehen. Wie eng

kamen mir die Hörsäle mit ihren weiß getünchten, langweiligen Wänden vor! Wie stumpfsinnig erschienen mir die Romilitonen, deren höchstes Glück darin bestand, durch eigene Weisheit und eigenen Verstand nachweisen zu dürfen, daß der oder jener Prophet nicht etwa in seinem zweiundsiebzigsten Lebensjahr, sondern erst in seinem dreiundsiebzigsten durch den Heuschnupfen geplagt wurde.

Trotz dieses immer mehr entwickelnden Widerwillens gegen den mir erwählten Lebensberuf und trotz aller damit verbundenen schweren, inneren Kämpfe studierte ich aber fleißig und emsig, weil ich es mir einmal in den Kopf gesetzt hatte, meinen guten Vater, der in dieser meiner Zukunftsbestimmung sein letztes Glück sah, nicht zu enttäuschen.

Allerdings empfand ich dabei immer wieder voller Bitternis, daß es doch eine arge Härte der göttlichen Vorsehung wäre, deren Lob ich gerade dienen sollte, sein eigenes Glück dem Glücke eines andern zu opfern, auch wenn wir diesem andern zu noch so großem Danke verpflichtet sind.

Wer weiß, ob ich nicht endlich doch noch aus meiner mir so fest vorgeschriebenen Bahn ausgebrochen wäre, wenn nicht plötzlich ein Glücksumstand eingetreten wäre, der alle meine Hoffnungen und Sehnsüchte auf einmal zu erfüllen schien, ohne daß ich meinen bisher schwer genug innegehaltenen Grundsätzen untreu zu werden brauchte.

Damals ahnte ich freilich noch nicht, daß dieser vermeintliche Glücksumstand meinem jungen Leben alsbald

ein vorzeitiges Ende setzen sollte. Es handelte sich also im kurzen um folgendes: Die hohe theologische Fakultät einer norddeutschen Universität hatte eine wissenschaftliche Arbeit im Wettbewerb für ältere Semester des Studiums der Gottesgelahrtheit ausgeschrieben. Der Preis bestand in der Teilnahme an einer Missionsexpedition nach Ostasien. Der glückliche Gewinner hatte sich zu diesem Zwecke an einem bestimmten Tage in Bremen einzufinden, wo die Schiffsausreise vonstatten gehen sollte.

Was wollte ich also noch mehr? Hier war alles beisammen, was ich mir in meinen kühnsten Phantasien einst vorgegaukelt hatte: Bremen, das weite Meer, ferne Weltteile, fremde Völker. Und das alles, ohne die Absichten meines inzwischen doch recht alt und gebrechlich gewordenen Vaters durchkreuzen zu müssen.

Man kann sich denken, daß ich mich mit einem wahren Feuereifer auf die Arbeit stürzte. Ich mußte ganz einfach der Preisträger werden. Zehn Wochen hatte ich bis zur Ablieferung der Arbeit Zeit, und zehn weitere Wochen sollten dann noch verstreichen, bis das gelehrte Richterkollegium seinen Spruch fällen würde.

Ich hatte niemand gegenüber, weder meinem Vater, noch meinem besten Freunde, von meinem Vorhaben etwas verlauten lassen. Um so mehr verzehrten mich natürlich die innere Aufregung und die Anspannung der Erwartung, weil ich alles dies mit mir selbst abmachen mußte. Ich glaube, daß ich in jenen Wochen geistig für meine Umgebung ebenso ungenießbar war, wie ich sie durch meine bleichen, hohlen Wangen und den jähen

Abfall meines ganzen Körpers in nicht geringe Schrecken versetzte. Mein armer Vater meinte, dies auf die ihm nicht unbekanntere Unzufriedenheit mit meiner Berufswahl zurückführen zu müssen, und machte sich daher die heftigsten Gewissensvorwürfe.

Als ich dies bemerkte, litt ich natürlich nur um so mehr, aber ich hielt auch diesmal standhaft durch. Endlich nahte der Tag der Entscheidung. Wie ein Irrer lief ich den ganzen Vormittag durch die Straßen von Jena, stieg auf die Berge hinauf und stürzte mich wieder ins Tal hinunter. Erst in den frühen Nachmittagsstunden konnte der Postwagen einlaufen, der das Amtsblatt und mit diesem die erlösende Nachricht mit sich führen mußte.

Ich glaube, der Posthalter hielt mich wirklich für geisteskrank, als ich mich auf das mir zugedachte Paket nach Art eines verhungerten Raubtieres warf. Mitten im ärgsten Stoßen und Treiben der kommenden und gehenden Reisenden riß ich Schnüre und Siegel auf, achtete gar nicht darauf, was sonst aus der Umhüllung auf den Boden unter die Füße der erregt durcheinanderlaufenden Leute fiel. Nur das Amtsblatt . . . allein das Amtsblatt wollte ich haben.

Da hielt ich es endlich in den Händen, die dermaßen zitterten, daß ich es kaum zu entfalten vermochte. Vor meinen Augen tanzten dunkle Ringe und Kreise, ich wußte nicht, ob ich richtig oder verkehrt auf die Schrift blickte.

Ein eben erst dem Postwagen entstiegener älterer Herr sah mich erstaunt an, dann hörte ich, wie er zu seiner umfangreichen Gehülfe sagte, während diese

schweifend die ebene Erde zu erreichen suchte: „Nun, da merkt man gleich, daß man in Jena bei den Studenten ist. Dieser junge Mensch ist schon am hellen Nachmittage völlig betrunken.“

Jene Worte brachten mich wieder einigermaßen zu mir selbst. Beschämt zog ich mich in einen Winkel des weiten Posthofes zurück. Nun las ich, wie es sich für einen gesitteten Studierenden der Gottesgelahrtheit geziemt, meine Nachrichten hübsch ordentlich durch. Ich suchte, bis ich das Preisausschreiben fand, und suchte wieder, bis ich in dieser Spalte meinen Namen entdeckte. Daß er dort stehen mußte, daran hegte ich, wie gesagt, nicht den geringsten Zweifel. Und er stand da, mein Name! In großen Lettern stand er da, zugleich mit der Aufforderung, mich am fünfzehnten Tage des Monats August in Bremen einzufinden, wo ich mich zwecks meiner Weiterbeförderung nach Ostasien bei einem hohen Konsistorium zu melden hätte.

Nun war es mit aller meiner künstlich wieder hergestellten Selbstbeherrschung doch noch endgültig vorbei. Im Taumel brachte ich diesen Tag zu. Im Taumel all die nächsten Tage und Wochen, bis ich mich plötzlich, als die Abendsonne wieder einmal Dächer und Türme vergoldete, mitten auf dem Marktplatz von Bremen befand, unserm Held Roland gerade zu Füßen.“

Hier nickte der steinerne Riese gravitatisch, als ob er sich dieses Augenblickes noch deutlich erinnere.

„Ich hatte meine Reise so angetreten, daß mir noch genügend Zeit, etwa ein Monat, verblieb, um mich in der prachtvollen Weserstadt gründlich umtun zu können.

Damit ich meinen Plan auch nach Herzenslust zur Ausführung brächte, beschloß ich außerdem, mich bei dem Konsistorium nicht einen Augenblick früher zu melden, als ich durch die Bestimmungen des Preisausschreibens dazu verpflichtet war.

So genoß ich in vollen Zügen die Freiheit eines jungen Mannes, der ohne Anhang und sonstige lästige gesellschaftliche Hemmnisse zum erstenmal eine fremde Stadt betritt, in der das Leben seinen stolzen und klingenden Gang zu wandeln wohl versteht. Und ich legte mir wirklich keinerlei Zwang auf.

In diese Tage meines Bremer Aufenthaltes fiel ein merkwürdiges Ereignis. Als ich in meinem Gasthaus an der gemeinsamen Abendtafel zum erstenmal davon reden hörte, konnte ich wirklich noch nicht ahnen, daß es auch mich in die Schlinge seines Verhängnisses mit hineinziehen würde. Ein alter Aberglaube, dessen düsterer Brand schon fast niedergetreten schien, flammte noch einmal aus der nur scheinbar erkalteten Asche auf und versetzte die Gemüther der Menschen in die heftigste Wallung.

Kurz bevor ich meinen Einzug in Bremen gehalten hatte, waren dort mehrfach hintereinander äußerst schwere Gewitter niedergegangen. Ich befand mich damals auf meiner Wanderung schon in der Nähe der Weser und kann daher aus eigenster Erfahrung sagen, daß die Blitze, die uns heute hier unser Beisammensein so gemüthlich erleuchten, wirklich nur ein Kindertand sind gegen jene Fünkengarben, wie sie damals unaufhörlich vom verdunkelten Himmel herniedersausten und zündend sprühten.

Zündend in des Wortes ureigenster Bedeutung. Denn bald zuckte in Bremen von diesem Dache, bald von jenem Turme eine drohende Flamme züngelnd zum Himmel empor. Die Bürger waren entsetzt und fürchteten einen allgemeinen Stadtbrand, wie er in früheren Zeiten zuweilen der Schrecken ganzer großer Siedelungen gewesen ist. Man begann in seiner Angst ratlos zu werden und, wie man zu sagen pflegt, völlig den Kopf zu verlieren.

In diesem furchtbaren Aufruhr der Sinne spielte der Zufall dem verwirrten Menschenvolk einen graufigen Schabernack. Draußen an der Weser, dort wo die großen Schiffe Anker zu werfen pflegten, wo auch einst die „Trolhetta“ des schwedischen Kapitäns gelandet war, dort erhoben sich schon zu meiner Zeit in langen Reihen mächtige Speichergebäude, in denen man alle Produkte des Welthandels wohlgeordnet und hoch aufgestapelt bewundern konnte.

Besonders die Getreidespeicher unterstanden der wachsamem Obhut des hochlöblichen Senates. Und das mit Recht. Denn das edle Korn, das hier lagerte, war oft genug die einzige Rettung der Bürgerschaft gewesen, wenn Kriegsnöte oder Mißernten das flache Land heimsuchten.

Das Jahr, in dem ich meine Ausreise antreten sollte, war wieder so ein böses für die Landwirtschaft gewesen. Ein bisher unbekanntes Ungeziefer hatte die Wurzeln der Halme auf weite Strecken hin angenagt und zum Teil gänzlich zerfressen. Mit Zufuhr war da-

her nicht zu rechnen, und es galt, mit dem kostbaren Korn besonders haushälterisch umzugehen.

Die beiden größten Getreidespeicher der Stadt standen dicht beieinander, aber durch einen Privatspeicher getrennt, der einer reichen jungen Erbin gehörte, deren Hand von den angesehenen Bürgersöhnen natürlich eifrigst umworben wurde, die aber auch ihrer Hoffahrt und Sprödigkeit wegen sich schon viel Mißgunst und zahlreiche offene und heimliche Feinde zugezogen hatte.

Die Familie der Helgenbrooks, die nun nur noch durch die junge und schöne Ursula Helgenbrook vertreten wurde, hatte ihren unermesslichen Reichtum durch den Handel mit kostbaren Teppichen und Geweben aus dem fernen Orient erworben. So war der eben erwähnte Speicher vom tiefsten Keller bis zum höchsten Dachgeschoß mit solcherlei Herrlichkeit angefüllt.

Nun wollte es der unglückliche Zufall, daß zwei, beinahe in der gleichen Sekunde senkrecht vom samt-schwarzen Himmel niederfauchende Blitze die beiden Getreidespeicher der Stadt in Brand setzten und nur das zwischen ihnen liegende Gebäude der Helgenbrooks verschonten.

An den Getreidehäusern war, trotz aller Anstrengung der gesamten Bürgerschaft, nichts mehr zu retten. Sie brannten restlos aus bis auf die angekohlten, bald darauf einstürzenden Mauern. Um so imposanter erhob sich nun, als wollte er das Unglück der Nachbarn noch verhöhnern, der unversehrte Mittelspeicher empor.

Das Volk, das grinsende Gespenst des Hungers vor Augen, war zunächst vom Entsetzen wie gelähmt. Dann

aber kochte in den Verzweifelten hemmungslose Wut wild auf. Das konnte doch unmöglich mit rechten Dingen zugegangen sein. Nein gewiß, die schöne Ursula Helgenbrook hatte ihren Pakt mit dem Teufel geschlossen. Sie war eine Hexe. Noch dazu eine von der schlimmsten Sorte.

Jetzt wurde auch ihr hochtrabendes Wesen erklärlich, ihre kalte Abweisung gegen jedermann, der sich ihr, und sei es auch in der redlichsten Absicht, zu nahen wagte. Die Teufelsbuhlerin verachtete eben alle guten Christenmenschen, die sich ehrlich und fleißig im Schweiß ihres Angesichts von ihrer Hände Arbeit ernährten.

Die Teufelsbuhlerin! Das Losungswort war ausgesprochen. Niemand wußte, durch wen zuerst. Das war jetzt auch ganz gleichgültig. Es raste durch die Massen der Angstgepeinigten und stachelte sie zum Wahnsinn an. Die wenigen Stimmen der Vernunft gingen ungehört im brandenden Meere der Wut und der Entrüstung unter.

Die Stadtwachen selbst, die ja auch daheim mit Angst auf ihre hungernden Weiber und Kinder blickten, verweigerten den Schutz. So drangen wüste Haufen zuerst in den Speicher ein, warfen die herrlichen Schätze in den Strom und verbrannten den Rest. Dann kam das Stadtpalais der Helgenbrooks an die Reihe.

Wohl war Jungfer Ursula von den wenigen, ihr noch übriggebliebenen guten Freunden gewarnt worden. Aber sie hatte jeden klugen Rat stolz abgewiesen und dadurch selbst bei ihren letzten Getreuen den allgemeinen und offen ausgesprochenen Verdacht endlich noch wachgerufen.

Am Abend dieses Tages bildete auch das alte Patrizierhaus in seinem Innern nur noch einen einzigen, regellosen Trümmerhaufen, und seine stolze Besitzerin war mißhandelt, mit vom Leibe gerissenen Kleidern auf das feuchte Stroh des Stadtverließes niedergeworfen worden. Jetzt sollte ihr als Hexe der schmähliche Prozeß gemacht werden.

Soweit waren die Ereignisse gediehen, als ich fremd in Bremen eintraf und zum ersten Male in meinem Gasthof von ihnen hörte. Die Sache interessierte mich natürlich, schon in meiner Eigenschaft als zukünftiger Seelenhirte, und sie regte meine Phantasie gar mächtig auf. Da ich außerdem in der günstigen Lage war, über meine Zeit völlig nach eigenem Ermessen verfügen zu dürfen, so beschloß ich, mich am nächsten Tage solange in den Rathauslauben aufzuhalten, bis die Delinquentin zum hochpeinlichen Verhör vorüber geführt würde.

Zwei Stunden mußte ich warten. Dann hatte ich gerade noch Gelegenheit, hinter eine der dicken Säulen zu springen, um das Mädchen von meinem verborgenen Standpunkt aus ungestört betrachten zu können. Ich werde diesen Augenblick niemals vergessen! So viel Leiden, so viel Schmach mit solcher Reinheit gepaart war mir bisher nur von den besten Altargemälden unserer Kirchen bekannt. Und auch diese verblaßten vor der Wirklichkeit. Hier wandelte sie kettensklirrend, zwischen rohen Henkersknechten, in Fleisch und Blut vor meinem nur Auge gewordenen Körper und überwältigte mich derart, daß die Unglückselige längst hinter den un-

barmherzigen Mauern den gierigen Blicken der gaffenden Menge entzogen war, als ich endlich aus meinem Erstaunen erwachte.

Ich mußte diese Mauern, durch die sie geschritten war, immer wieder anglozen. Ich betastete ihre feucht triefenden Steine mit meinen heißen Händen. Ich wußte, daß jene Quadern oft nur deswegen so stark gefügt waren, damit sie die Schreie ihrer unglücklichen Opfer nicht in die reine Luft des Tageslichtes hinaus sandten. Ich fühlte deutlich, wie gräßliche Schauer meine Haut zusammenschrumpfen ließen.

Von dieser Stunde an wußte ich, daß mein Schickal mit demjenigen dieses Mädchens unwiderruflich verkettenet sei. Ja, ich vermochte mich einer seltsamen Vorstellung nicht zu erwehren, die mir allmählich geradezu gegenständlich fühlbar wurde.

Ich bildete mir ein, die Ursula Helgenbrook wäre schon gestorben und ruhte in einem großen, schwarzen Steinsarkophag, den ich mit mir in meiner Brust herumtrüge. Auf der nach vorn gefehrten Breitseite des Sarges stand in hohen, mattgoldenen Buchstaben der Name der Toten. Wenn ich meinen Körper mit den Fingerspitzen abfühlte, glaubte ich, genau die Lage des Schreines feststellen zu können. Ich richtete mich abends nackt vor einem großen Spiegel in meinem Zimmer auf, setzte alle Kerzen, deren Zahl ich durch eigenen Zukauf noch vermehrt hatte, in Brand und wunderte mich, daß ich in dem Glase nur meine straff gespannte Haut, nicht aber den Sarg darunter mit den mattgoldenen Buchstaben „Ursula Helgenbrook“ erkennen konnte.

Dann kamen wieder Stunden, in denen ich das Wahnsinnige meiner Einbildungskraft wohl durchschaute und von innerem Entsetzen ruhelos herumgejagt wurde, weil ich jeden Augenblick die völlige Verwirrung meines Geistes befürchtete.

„Du mußt tätig sein,“ rief ich mir selbst zu, „mußt etwas Sicheres unternehmen, mußt nach einem bestimmten Plan handeln, dann werden die Gespenster deines Müßigganges von selbst verschwinden.“

Wenn ich mir so Trost spendete, lag darin unbedingt etwas Richtiges. Und doch wußte ich, daß ich mich mit den gleichen Gedankengängen auch selbst wieder betrog. Denn mir war völlig klar, daß alles, was ich auch beginnen würde, unweigerlich mit Ursula Helgenbrook zusammenhängen müßte.

Ich schlug zunächst den Weg ein, der mir als der sicherste, einfachste und schnellste erschien. Ich versuchte mich an den Schließer der lieblichen Gefangenen heranzupirschen. Die Verwirklichung dieser Absicht wurde mir nicht schwer, da ich schon in Erfahrung gebracht hatte, daß der Mann allabendlich in einer kleinen Schenke hinter Unserer Liebenfrauenkirche seinen Schoppen einzunehmen pflegte.

Ich fand einen ungeschlacht aussehenden, griesgrämlichen und anfänglich wenig zugänglichen Gesellen, der erst etwas ansprechender wurde, als er merkte, daß es mir durchaus nicht darauf ankäme, ob ich einige Bazen mehr oder weniger springen ließe.

Nachdem ich zweimal mit ihm beinahe die ganze Nacht durchzechet hatte, brachte ich ihn endlich so weit,

daß er mir gestatten wollte, wenn auch nur in seinem Beisein, am nächsten Morgen den Kerker der Gefangenen betreten zu dürfen.

Fahl, wie eine träge Breimasse, floß das graue Licht durch die verstaubten, eng vergitterten Scheiben der hart unter der Gewölbedecke angebrachten Kellerluke. Die feuchte, von Schimmelpilzen verseuchte Luft wollte mir schier den Atem verschlagen, und ich meinte zuerst, hier nicht eine Minute aufrecht stehen zu können.

Auf einer dünnen Schicht schwarzgefaulten Stroh lag das einst so verwöhnte Mädchen, nur in einen flebrigen, farblosen Tuchen gehüllt, der ihre Brüste völlig frei ließ, und ihre Hüften auch nur so lange wirklich bedeckte, als sie sich nicht bewegte.

Sie bewegte sich aber mit keinem Gliede. Nicht einmal das liebliche Gesicht, nach dem ich mich so sehnte, kehrte sie von der schmutzigen Wand ab. Meine tränen erfüllten Augen irrten auf ihrem weißen Körper hin und her und entdeckten schaudernd die deutlichen Spuren der Folterwerkzeuge.

Ich hätte so gern die Stimme der Unseligen vernommen. Ich rief sie beim Namen an. Ich stellte mich ihr als Geistlicher vor, um ihr Trost zuzusprechen. Ich fragte sie, ob sie irgend welche Wünsche hätte. Alles vergeblich. Sie würdigte mich keiner Antwort. Nur als ich sie auf Gott hinwies, der ein Schutzherr der Armen und Bedrängten sei, lachte sie einmal scharf und kurz auf. Jenes verhängnisvolle, kalte Lachen, dem sie schon so viele ihrer Feinde verdankte.

Der Wärter verlor die Geduld. Auch fürchtete er für sein Amt, weil es jedem Fremden unter Androhung der schwersten Strafen verboten war, ohne Genehmigung des Senates einen Stadtgefangenen zu besuchen. Der Mann wurde immer dringlicher, und so mußte ich unverrichteter Dinge wieder umkehren.

Durch den Ausgang dieses Abenteuers hatte sich mein seelischer Zustand natürlich nur verschlimmert. Wieder raste ich ziellos durch die Straßen, glaubte, für den schwarzen Sarkophag in meiner Brust endlich eine Ruhestatt finden zu müssen. Und wieder saß ich die Nächte hindurch mit dem Kerkermeister in der häßlichen, widerlichen Aneipe, um den Mann für neue, verwegene Pläne zu gewinnen, deren Mißlingen bei nüchterner Betrachtung von vornherein auf der Hand lag.

Eine ganze Woche kam ich auf solche Weise in meinem Vorhaben nicht weiter, und ich wußte, daß ich auf der schmalen Grenze des Wahnsinns einherschwanke. Die seltsam scheuen Blicke, mit denen man mich in meinem Gasthaus zu mustern begann, bestärkten mich nur in meiner entsetzlichen Erkenntnis, ohne daß ich hätte Abhilfe schaffen können.

Als ich in einem solchen Zustande eines Abends, etwas später als gewöhnlich, wieder die Schenke hinter Unserer Liebenfrauenkirchen betrat, fand ich meinen sonst so menschenfeindlichen Kumpan nicht allein. An seinem Tisch saß ein Kerl, der auf den ersten Blick jedes nur mögliche Widerstreben, ja, ein bisher unbekanntes Wutgefühl in mir aufreizte.

Es war ein stämmiger, aber fast kleiner, unterseßter Geselle etwa meines Alters mit einem quadratischen Schädel, aus dem ein paar schwarze Schlikaugen lebhaft und tückisch hervorblitzten. Er hatte dunkles, wolliges Haar nach Art der Neger, aber mit merkwürdig unregelmäßigen kahlen Stellen, als wäre es von Mottenfraß befallen worden.

Die beiden dunklen Ehrenmänner, als solche mußten sie sich jedem Menschenkenner auf den ersten Blick einwandfrei offenbaren, hatten ihre filzigen Köpfe dicht zusammengesteckt und führten ihre Unterhaltung in vorsichtigstem Flüsterton. Sobald sie meine Schritte auf den holprigen Stufen hörten, fuhren sie rasch auseinander und brachen ihr Gespräch in jener verlegenen Weise ab, wie es zwei Leute zu tun pflegen, die über einen Dritten sprechen, der in diesem Augenblicke unerwartet zu ihnen tritt. Ich sah gerade noch, wie der Kerkerzuschließer dem mir noch unbekanntem andern mit den Augen warnend zuzwinkerte, wobei er ihm auch noch etwas ins Ohr zu tuscheln versuchte.

Der Fremde empfahl sich darauf ziemlich schnell und unvermittelt, während mit meinem bisherigen Helfers-helfer an diesem Abend so gut wie gar nichts anzufangen war. Unzugänglich und verschlossen, wie in den ersten Zeiten unserer Bekanntschaft, stierte er auf die Tischplatte, grunzte auf meine Fragen völlig unverständliche Laute vor sich hin und lehnte es schließlich unwirsch ab, als ich ihm eine neue Flasche auftragen lassen wollte. Die vor ihm stehende, soeben geleerte, schien noch der Fremde für ihn bezahlt zu haben.

Um so größer war natürlich, wie Sie sich wohl denken können, mein Erstaunen, als ich am nächsten Morgen just den nämlichen Fremden im Empfangsraume meines Gasthauses vorfand und mir der Hausmeister zuflüsterte, daß derselbe dort schon über eine Stunde auf mich wartete, es aber abgelehnt habe, sich bei mir einfach anmelden zu lassen. Dabei legte der Hausmeister sein Gesicht in so merkwürdige Falten, schnitt so eigentümliche Grimassen, daß ich aus dem Mann, den ich bisher als einen ruhigen und nüchternen Menschen achten gelernt hatte, gar nicht klug werden konnte. Offenbar wollte er mir irgend welche Zeichen geben, die ich aber nicht verstand.

Ich beschloß daher, vorsichtig auf meiner Hut zu sein. Denn der geheimnisvolle Fremde kam jetzt auf mich zu und machte mir schon aus einiger Entfernung eine tiefe Verbeugung, die er nach drei weiteren Schritten in etwas übertriebener Weise wiederholte. Ueberhaupt gab er sich sichtbar die größte Mühe, den Mann von gutem Anstand und ebensolchen Manieren stark zu betonen.

Er war mir gegenüber entschieden im Vorteil, da er von mir wohl so ungefähr wußte, wer ich sei, während ich in bezug auf seine mir immer unsympathischere Person noch völlig im Dunkeln herumtappte. Ich verhielt mich daher abwartend und überließ ihm das erste Wort.

Mit einer Zungengeläufigkeit, die ich dieser vier-schrötigen Gestalt garnicht zugetraut hätte, fiel er auch alsbald über mich her. Er hätte gestern durch den Gefängnischließer erfahren, daß ich hier ein Fremder von Distinktion wäre, der es außerdem mit seiner armen

Vase, der Ursula Helgenbrook, so gut meine, und daß er mir daher sehr gern behiflich sein wollte, diese schöne Stadt auch wirklich kennen zu lernen, und er mache mir endlich noch den Vorschlag, unsere Bemühungen um die Befreiung seiner unglücklichen Verwandten von jetzt ab gemeinsam fortzusetzen.

Ich hätte dem Kerl am liebsten mit meinen Fäusten seine beiden fast rechtwinklig vom Kopf abstehenden Ohren in ihre natürliche Lage zurückschlagen mögen, so widerlich und unausstehlich wurde er mir mit jedem weiteren Worte, das er mir aus seinem mit gelben Zahnstumpfen besetzten Munde süßlich entgegenflötete. Ich war aber doch klug genug, mich zu beherrschen und ihm nur kühl zu erwidern, daß ich heute und morgen, vielleicht auch noch übermorgen, durch eine wichtige Arbeit an mein Zimmer gebannt wäre, daß ich aber später auf sein Anerbieten unter Umständen zurückkommen würde.

Er sprach darauf sein Bedauern aus über die augenblickliche Zurückweisung seines guten Willens und erklärte, daß er mir gegen Ende der Woche abermals seine Aufwartung machen würde. Als er zum Abschied seine beiden Verbeugungen wiederholte, entging mir der giftige Blick nicht, den er aus seinen kleinen, stechenden Schweinsaugen blitzschnell auf mich schoß.

Raum sah ich durch das Fenster zu ebener Erde ihn an der gegenüberliegenden Seite des Platzes in einer Nebengasse verschwinden, als auch schon der Hausmeister des Gasthofes bescheiden an mich herantrat, um mich

sofort vor dem Besucher zu warnen, der mich soeben verlassen hatte.

Es stellte sich heraus, daß ich die Zeichen des guten Mannes vorhin tatsächlich nicht mißverstanden hatte, und nun erfuhr ich allerlei erbauliche Dinge, die meine Einschätzung des Fremden vollauf bestätigten.

Er war zunächst wirklich ein entfernter Verwandter, ein Better dritten oder vierten Grades, der des Heiraths verflagten Ursula Selgenbrook. Er hatte aber von früher Jugend an nicht gut getan und war deshalb schon vor Jahren von seinen Angehörigen nach Uebersee verschickt worden. Erst als die Eltern des Mädchens rasch hintereinander starben und dieses nun selbständig die Leitung des großen Handelshauses übernahm, tauchte der Better plötzlich wieder in Bremen auf und stellte von nun an der reichen Erbin ebenso ausdauernd wie bisher vergeblich mit seinen Heirathsanträgen nach. Der Hausmeister verriet mir schließlich noch, man hege in eingeweihten Kreisen den wohl nicht abweisbaren Verdacht, daß dieser schlimme und von Grund auf verdorbene Mensch den größten Teil der Schuld an dem Unglück seiner Verwandten trage. Jetzt versuche er eben auf diese Art, sich in den Besitz ihres Vermögens zu setzen.

Nachdem ich diese Aufklärungen, die mir ja im großen und ganzen nichts Neues zu geben vermochten, empfangen hatte, zog ich mich, von nagender Angst gepeinigt, auf mein Zimmer zurück. Dort saß ich stundenlang auf der Kante meines Bettes, den heißen Kopf in den Händen vergraben und brütete dumpf vor mich hin.

Inzwischen sprang ich immer wieder auf und lief wie ein wildes Tier in meinem zu engen Käfig auf und ab. Immer hin und her. Vom Fenster zur Thür, von der Thür zum Fenster. Ich glaube, wenn man die Schritte zusammengezählt hätte, die ich auf solche Weise tat, sie würden zu einem Rundgang um ganz Bremen ausgereicht haben.

Was sollte nun geschehen? Immer näher rückte der Termin, an dem ich mich dem Konsistorium vorstellen mußte, um gleich darauf für lange Jahre in die weite Welt hinauszusegeln. Konnte ich Ursula Helgenbrook, die Liebliche, die Reine, die Unschuldige, deren schwarzen Steinsarg ich schon wieder in meiner Brust mit mir herumtrug, konnte ich sie hier feige und selbstsüchtig ihrem furchtbaren Schicksal überantworten? Bei diesem Gedanken schrie ich laut auf, als hätte man mich selbst auf die Folter gespannt, der jenes stolze Mädchen bisher standhaft alle Willenskraft entgegengesetzt hatte.

Aber was . . . was vermochte ich denn eigentlich für sie zu tun? Wie ein feuriges Rad drehte sich diese Frage immer von neuem in meinem wüsten und leeren Gehirn herum. Der schwarze Steinsarg in meiner Brust wurde immer schwerer, und als ich verzweifelt mit beiden Händen mein Hemd aufriß, um mich von seiner Last zu befreien, hielt ich in ihnen plötzlich den schwarzen Lederbeutel mit den goldenen Dukaten, die mir mein Vater gegeben hatte, um mich zu meiner Reise auszurüsten.

Ja, das war die Rettung. Das glühende Metall mußte meiner Herzallerliebsten, meinem Schicksal, meinem letzten Lebensfunken, den Weg zur Freiheit öffnen.

Was scherte ich mich in diesem Augenblick darum, was nachher geschehen würde, ob sich dann überhaupt noch etwas ereignen könne! Ich rechnete das Bestehen der Welt nur noch bis zu dem einen Zeitpunkte, in dem ich meine brennende Sehnsucht gestillt hätte.

Wie träge, wie aufreibend stumpf und zäh flossen die Stunden dieses Tages dahin. Ich verließ meine Stube nicht mehr, bis es auf den Straßen endlich dunkel geworden war.

Als ich aus dem Gasthaus ins Freie trat, sickerte ein Kühler, bis auf die Haut sprühender Regen herab. Was ging es mich an? Ich achtete nicht des Wetters, nicht der Menschen und Dinge. Für mich gab es nur noch das eine Ziel, mit dem mein Leben zu einer letzten Einheit verschmolzen war.

Gottseidank! mein Freund Kerkermeister saß diesmal in seiner Schenke wieder allein. Den ganzen Tag über hatte ich davor gezittert, den Fremden neben ihm finden zu müssen. Ich setzte mich zu meinem Spießgesellen an den Tisch. Er tat, als ob er mich garnicht sähe, und stierte unbeweglich auf einen Weinfleck, der neben seinem Glase auf die klebrige Holzplatte niedergeflossen war.

„Ach so, Freundchen,“ dachte ich. „Der Schuft hat dir schon von seiner heutigen Morgenvisite bei mir erzählt. Hallo, warte nur! Das soll gleich anders werden. Was der kann, kann ich auch.“

Wortlos nestelte ich den schwarzen Lederbeutel von meinem Hals, und wortlos stellte ich ihn so vor dem Kerkermeister auf den Tisch hin, daß das blinkende Gold

aus ihm herausquoll und einige Dukaten klirrend zu ihm hinüberrollten.

Die Wirkung entsprach ganz meiner Erwartung. Die plumpen, fleischigen Hände des Burschen, die bisher den groben Lumpen regungslos umklammert hatten, begannen plötzlich zu zittern. Wie Tiere mit selbständigem Leben flatterten sie erregt auf, tasteten nach dem gelben Metall, fuhren von ihm zurück, hielten es wieder fest und rissen schließlich Beutel und Dukaten mit widerlich gieriger Hast an sich. Dazu flackerte aus den sonst so stumpfen Augen ein irres Feuer, wie ich es bisher in menschlichen Organen noch niemals erblickt hatte.

Jetzt besaß der Mann meine ganze Barschaft, und ich haufte ohne einen roten Heller, ohne jede Möglichkeit auf Unterstützung in einer mir völlig fremden Stadt. Aber was tat das? Auf meine Person kam es doch in diesem Spiel überhaupt nicht an. Die war nur der Einsatz. Der Gewinn hieß Ursula Helgenbrooks Leben, Freiheit, Ehre und Glück.

Was konnte der stumme Geselle plötzlich beredt werden! Wieviele feine Pläne entsprudelten seinem bisher so trägen Kopf. Auf denjenigen, der mir als der beste von ihnen erschien, einigten wir uns schließlich.

Noch mit dem nächsten Morgenrauen würde er mich mit einem Reisewagen bei einer alten Linde am Stromufer erwarten, an die ich mich von meinen Spaziergängen her genau erinnerte. Er selbst würde den Kutscher machen, und in der Kalesche sollte ich mein Glück, das Pfand aller meiner Wünsche und Sehnsüchte, vorfinden, es selbst in die Freiheit tragen dürfen.

Sobald wir alles eingehend besprochen hatten, erhob er sich, um, wie er sagte, die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen. Auch mich hielt es nicht länger in dem ekelhaften Kellerloch, das ich ja nur aufgesucht hatte, um meine Zwecke zu erreichen.

Sie waren nun erreicht. Ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß alles, was jetzt noch geschehen könnte, gegen die Vergangenheit nur ein Kinderspiel wäre. Jetzt mußte das Glück kommen, zu mir mußte es kommen. Wie im Rausch taumelte ich in die Nacht dahin, aus der Stadt hinaus, und warf mich am Ufer in das feuchte Gras, um meine heißen Glieder zu fühlen. Daß es immer noch regnete, war mir gerade recht. So würde uns gewiß niemand zu so früher Tageszeit bei unserm Unterfangen stören. Ja, das Schicksal war offensichtlich mit mir im Bunde.

Restlos glücklich und zufrieden dämmerte ich vor mich hin und ließ mich von dem gleichmäßigen Rauschen des Stromes in leuchtende Sonnentage einer nahen Zukunft hinüberlullen. Wie einem Kinde war mir zu Mute, dem die Mutter gute und fromme Märchen erzählt, die sich doch erfüllen müssen, wenn man nur so recht auf das Leben zu warten versteht.

Ich mochte wohl so zwischen dem schimmernden Silbergespinnst seliger Hoffnungen und, wie ich glaubte, wacher Träume wirklich ein wenig eingeschlummert sein. Ein häßliches, feuchtes Kraxen über meinem Gesicht ließ mich auffahren. Gerade konnte ich noch sehen, wie eine feiste, lange Wasserratte im Schilf des Ufers verschwand, wo sie ihren Unterschlupf suchte und auch fand. Mir

waren von jeher alle Nagetiere, wie Mäuse, Ratten und dergleichen, verhaßt gewesen, schon weil ich sie als Feinde der von mir so geliebten heimatlichen Hölzer empfand. Ich hatte mich daran gewöhnt, diese kleinen Bestien überall dort, wo sie meinen Pfad kreuzten, als böse Vorzeichen anzusehen.

Deshalb kam auch jetzt eine mehr ärgerliche, als furchtsame Stimmung über mich. Wie durfte so ein unvernünftiges Tier es wagen, in den strahlenden Himmel meiner bunten Bilder einzugreifen?

Der wirkliche Himmel an diesem Morgen war aber gar nicht strahlend. Regen schüttete jetzt in konturlosen Bächen herab und vermischte sich mit den vom Fluß aufsteigenden Nebeln zu einem endlosen und traurigen Grau in Grau. Noch immer lag ich, obgleich die Feuchtigkeit sich jetzt empfindsam bemerkbar machte, in einer mir unbegreiflichen Erschlaffung auf der Uferwiese, fühlte, wie meine Glieder vor Kälte zitterten, und vermochte doch nicht, mich zu irgend einer Bewegung aufzuraffen. Hinter mir hörte ich das plätschernde Aufschlagen der Tropfen auf die Blätter eines Baumes, und ich wußte, daß dieser Baum jene Linde wäre, unter der ich nun in ganz kurzer Zeit die erlöste Ursula Helgenbrook wiederfinden sollte. Die durch meinen Willen Erlöste.

Erst als das Trapsen der Pferde und knirschendes Schleifen der Räder an mein Ohr schlugen, zuckte plötzlich neue Kraft durch meinen Körper und ließ mich mit einem Sprunge neben dem anhaltenden Gefährt stehen.

Auf dem Boß saß richtig mein Freund, der Kerkermeister. Unbeweglich, zu einem Bildwerk erstarrt, hielt er Zügel und Peitsche in den Händen. Er saß aber dort nicht allein. Neben ihm hockte ein ungewisses Etwas, sicherlich eine menschliche Gestalt, jedoch unter ihrem vom Regen glänzenden Ledermantel, dessen Kapuze selbst das Gesicht bedeckte, völlig unkenntlich. Zwar stuzte ich über diese, in unsern so wohldurchdachten Plan nicht hineingehörige Erscheinung. Ich war aber so begierig auf das Innere des Wagens, daß ich mir über solcherlei unbedeutende Nebenumstände zunächst gar keine Gedanken machte.

Meine Handmuskeln strafften sich zu Eisensehnen, so heftig drückten sie beim Oeffnen der Kutschthür die Klinke derselben nieder. Da lag sie, die mich den ganzen Tag über allein beschäftigt, die mich bis zum äußersten Wahnsinn und bis zum höchsten Glücksgefühl getrieben hatte, da lag sie auf dem Rückpolster des altertümlich weiten Wagens ausgestreckt, der edle Leib völlig hüllenlos. Der letzte Fetzen ihrer elenden Kleidung, die man ihr noch gelassen hatte, mochte bei der eiligen Flucht zermorscht abgefallen sein. Wieder durfte ich das Antlitz, nach dem ich so mit allen Sinnen dürstete, nicht erblicken. Denn genau, wie einst im Kerker, lag sie mir abgewandt und rührte sich nicht. Wenn ich nicht in wohliger Lust das Heben und Senken der zarten Brüste beobachtet hätte, ich würde den reinen, keuschen Leib mit all seinen Spuren vergangener Qualen für leblos gehalten haben.

Rasch entschlossen riß ich meinen regentriefenden Mantel von den Schultern und warf ihn als Decke und

Hülle über den heiligen Tempel meiner süßesten Andacht. Die Holde zuckte erschrocken zusammen, als der feuchte, schwere Stoff ihre Haut berührte. Dann wandte ich mich wieder dem Rutscher zu und wollte ihm eben die heftigsten Vorwürfe deswegen machen, daß er das Mädchen in solchem unwürdigen Zustande bis hierher gebracht habe, da löste sich das lederglänzende Bündel neben ihm auf dem Boocke ruckartig auf und entpuppte sich zu meinem Entsetzen als der verruchte Better Ursula Helgenbrooks.

„Schurken, abgefeymte Schurken!“ zischte ich den beiden Bösewichtern dort oben zu. Angst und Wut mischten sich zu gleichen Theilen in meinen Schrei.

Bevor ich aber noch irgendeinen klaren Gedanken fassen konnte, war mein Verhängnis vom Boock herabgesprungen und packte mich mit seinen schwieligen Tazen an beide Schultern. Mittels eines wohlgezielten Fauststoßes vor seine Brust ließ ich ihn einige Schritte rückwärts taumeln.

Sein tückisches Gesicht verzerrte sich in tierischer Wut. „Sachte, Brüderchen, sachte,“ fauchte er mich an. „Ich will dich lehren, was es für einen Fremden heißt, Bremer Stadtkinder zu entführen!“ Mit einem einzigen Schwung riß er seinen Degen, eine sogenannte Plempe, aus der Scheide und fuchtelte mir damit höhnisch vor den Augen herum. „Niemand würde mir etwas anhaben können,“ begann er wieder in seiner prahlerischen Art, „wenn ich dich jetzt einfach niederstieße und so verhinderte, daß dem Lauf der Gerechtigkeit Gewalt angetan würde.“

Ich wußte wohl, daß ich rettungslos in die Macht dieser menschlichen Bestien gefallen war. Der Kerkermeister auf seinem Bock rückte und rührte sich nicht, starrte wie ein Pagode geradeaus in die nebelverschleierte Luft und stellte sich wieder einmal, als ob er von der ganzen Szene nichts wahrnähme.

So tat ich das einzige, was mir in dieser fatalen Situation zu tun noch übrig blieb: ich bewahrte wenigstens meine Würde und Ruhe. Mit über der Brust verschränkten Armen blickte ich kalt auf den zappligen Burschen, den es scheinbar belustigte, mir an dicht aneinandergereihten Lusthieben seine Fechterkünste zu beweisen.

Blötzlich griff der saubere Better in den Wagen hinein. Die Bewegung erfolgte so spontan und überraschend, daß ich sie nicht mehr verhindern konnte. Ich meinte natürlich, er wolle meiner Trauten ein Leid antun und rüstete mich gerade, mich mit kräftigem Sprunge auf ihn zu stürzen, um ihn von hinten zu umpacken und niederzuwerfen, da stand er schon wieder grinsend neben mir und hielt noch einen zweiten Degen in der Linken. Er hatte ihn blitzschnell unter dem Wagensitz hervorgezogen.

Gleich darauf schleuderte er mit die neue Waffe vor die Füße. „Da nimm!“ gurgelte er aus seiner rauhen Kehle heraus. „Ich bin kein Schlächter, der Schweine absticht. Ich will mein Amt in ehrlichem Zweikampf erledigen.“

Mir winkte ein Rettungsstrahl. „Vermutlich hält der Raufbold dich als Theologen für einen schlechten

und ungeübten Fechter," so kalkulierte ich rasch. „Nun, ich will dem Erbärmeling schon das Gegenteil beweisen. Gott sei Dank, daß ich in Jena und auch schon früher kein Mucker gewesen bin!“

Schnell griff ich nach der vor mir liegenden Waffe, und gleich darauf kreuzten sich unsere Klingen hart aufklirrend in der Luft. Ich merkte sofort, daß ich einen ebenbürtigen Gegner vor mir hatte. Ruhig überwachte ich Hieb und Parade, war wohl darauf bedacht, mir keinerlei Blöße zu geben und beobachtete gespannt jede Bewegung des andern. „Ursula Helgenbrook ist der Preis. Ursula Helgenbrook ist der Preis.“ Gleichmäßig, wie die Regentropfen auf die Blätter der Bäume, fielen diese Worte immer wieder in mein Hirn. Sie gaben mir aber zugleich Mut und Siegeszuversicht.

Da, als ich just zu einem neuen Hiebe wuchtig ausholte, ich hatte beabsichtigt, mit ihm die rasche Entscheidung herbeizuführen, da brach meine Klinge hart unter dem Degenkorb ab und sauste schwirrend in weitem Bogen über unsere Köpfe. Im gleichen Augenblick wußte ich auch, daß mich der Feigling mit teuflischer List und Niedertracht um mein Glück und mein Leben betrogen hatte. Die Wucht des nunmehr widerstandslosen Streiches hatte mich ins Wanken gebracht, und ehe ich wieder festen Fuß fassen oder an ein Ausweichen denken konnte, fühlte ich schon einen kurzen Schmerz hart unter dem Kinn und merkte noch, wie das rote Blut hell und warm aus meinem Halse herausprang. Meine Arme wurden schwer, als ob sie mit Eisengewichten zu Boden gezogen würden. Schwarze Flecken kringelten sich vor

meinen Augen zu einem wirren Höllentanz. Aber meinen eigenen Fall nahm ich nicht mehr wahr.

Wie losgelöst von allen irdischen Gesezen der Schwere, des Raumes, der Zeit, hörte ich wohl aus dem Wagen einen hellen Angstschrei. Ich sah auch etwas Weißes, verfolgt von zwei dunklen Blöcken, über die Wiese eilen. Ich hörte auch den Angstschrei zum zweiten Male, nun wie aus weiter Ferne. Gewiß blieb mir auch noch irgendwo im Unterbewußtsein das Bild hoch-aussprizenden Wassers haften, das sich über dem fliehenden Weißen rasch wieder zusammenschloß. Aber alles dies geschah, ohne in mir noch seelische Anteilnahme erwecken zu können, ohne daß ich zu sagen vermochte, ob ich dabei selbst ein Handelnder, ja, ob ich überhaupt nur mit dem Körper zugegen gewesen wäre.

Erst am nächsten Morgen fanden mich Schiffer unter der Linde verblutet liegen. Dieselben Männer, die kurz zuvor den nackten Leib der Ursula Helgenbrook aus den Fluten gezogen hatten. Das Preisausschreiben in meiner Tasche gab über meine Persönlichkeit hinreichenden Aufschluß. So wurde ich auf Veranlassung des Konsistoriums zunächst im Domkeller beigesezt. Man wollte abwarten, bis von meinem Vater weitere Verfügungen einträfen. Da hätten die gelehrten Herren sich jedoch noch recht lange gedulden müssen. Denn als die Schreckensbotschaft von meinem jähen Ende in der Heimat anlangte, legte sich der alte Mann, dessen ganze Hoffnung so grausam zertrümmert worden war, still hin und schloß die müden Augen für immer.

So ließ man mich, wo ich nun einmal war. Ich aber kam dadurch in die bevorzugte Lage, meine letzte Wohnstätte mit so hochlöblicher und edler Gesellschaft teilen zu dürfen."

Mit einer anmutigen, leichten Verbeugung beendete der junge Student seine Erzählung und trat ruhig in den Kreis der Zuhörer zurück. Diese waren sichtlich ergriffen. Ihr tiefes, versonnenes Schweigen drückte deutlich den besten Beifall aus.

Nur Held Roland vermochte sein wildes Temperament nicht zu zügeln. Seine Umgebung gänzlich vergessend, richtete er sich mit einem gewaltigen Ruck empor. Sein steinernes Haupt stieß dabei so wuchtig gegen das Gewölbe der Decke, daß ein großes Stück Mörtel sich dort löste und klatschend, zu Staub zerfallend, auf die Fliesen des Fußbodens niedersaupte.

Der Riese achtete jedoch dessen nicht im geringsten. Mit beiden Fäusten schüttelte er den armen Studenten an den Schultern hin und her, daß dem jungen Mann Hören und Sehen verging. „Dunnerkiel, das ist mal was! Dunnerkiel, da hat er doch mal etwas Wichtiges erlebt!“ rief er dabei immer wieder begeistert aus.

Jetzt hielt es Lady Stanhope aus London abermals für angemessen, auch dem zweiten Erzähler namens der ganzen Gesellschaft wärmsten Dank für seine Unterhaltung auszusprechen. Während sie noch redete, summt mit sonorem Glockenklang hoch vom Turme die erste Tagesstunde herab. Das böse Wetter tobte draußen aber noch unvermindert fort, und noch immer zerrissen zuckende Blitze im hastenden Zagen das Schwei-

gen der Nacht, rollte der Donner, als wollte er die uralten Mauern der Stadt krachend auseinandersprengen. So richtete die edle Dame des Hauses an die erlauchte Versammlung die Frage, ob man schon ermüdet wäre, oder noch eine dritte Erzählung vernehmen wolle.

„Die Nacht ist ja allerdings noch lang,“ fügte sie selbst aufmunternd hinzu, „und eine solche Gelegenheit fände sich wohl sobald nicht wieder.“

Bevor jedoch noch irgend jemand sich äußern konnte, dröhnte Held Roland mit seiner tiefen Baßstimme schon wieder dazwischen. Seine Neugier war unersättlich, und mit Schauern dachte er daran, daß man ihn etwa jetzt schon auf sein einsames und langweiliges Postament dort draußen am Markte zurückschicken könnte.

„Natürlich wollen wir noch so eine Geschichte hören,“ brüllte der steinerne Riese. „Aber jetzt soll auch einer von den Arbeitern dort zu Worte kommen. Die haben gewiß nicht weniger erlebt, als all die feinen Leute hier. Wie wäre es zum Beispiel, Freund Dachdecker, wenn er uns einmal berichtete, wie er auf dem Wege vom Himmel zur Erde wieder in den Himmel gelangte? Er ist doch hier überhaupt der Älteste in dem Kreise. Da hat er einfach ein Recht dazu, seine Geschichte zum besten zu geben. Also erzähle er nur ruhig los, Mann!“

Betretenes Schweigen folgte diesen Worten. Die Gesellschaft hatte die beiden Arbeiter bisher, all die Jahrhunderte hindurch, zu offensichtlich geschnitten, daß die unerwartete Aufforderung des ungeschlachten Steingastes wirklich eine recht peinliche Situation schuf.

Aber Lady Stanhope aus London war in allen Regeln der Etiquette und der Höflichkeit viel zu gewandt, um nicht auch hier einen milden Ausweg zu finden. So wandte sie sich mit geradezu entzückender Leutseligkeit an den ganz verdutzten Dachdecker, legte ihm sogar, wie zur Ermutigung, leise ihre schlanke Hand auf die Schulter, und als ob sie niemals anderer Gesinnung gewesen wäre, sprach sie ihn mit ihrer einschmeichelnden Stimme an. „Aber sicherlich, lieber Mann, es wird uns alle sehr interessiren, zu vernehmen, welches Schicksal ihn in diesen Raum gebracht hat.“

Nun widersprach niemand mehr. Alle setzten sich sogar schon wieder in Positur. So blieb dem Dachdecker wirklich nichts weiter übrig, als der einmal an ihn ergangenen Aufforderung auch Folge zu leisten. Mit schwerfälligem, des vielen Redens ungewohnter Zunge begann er zunächst noch stockend, dann aber immer fließender sein Sprüchlein herzusagen. Man merkte es ihm sichtlich an, wie wohl es ihm tat, einmal von alledem zu sprechen, was ihn gewiß schon seit einem halben Jahrtausend heftig bewegte.

„Die werten Herrschaften wollen freundlichst bedenken, daß ich, als schlichter Mann, nicht alles so richtig, der Reihe nach darstellen kann, wie der Herr General, der ein hoher Herr ist und zu Grafen und Fürsten Bruderherz spricht. Auch nicht wie der junge Mensch dort, der uns ja soeben noch selbst erzählte, daß er aus vielen Büchern studiert hat. Ich habe mein Lebtag nicht Lesen und Schreiben gekonnt, bin aber doch ein braver Kerl gewesen, der sein Handwerk leidlich verstand, seiner Fa-

milie das Nötige herbeisorgte und von Bürgern und Magistraten niemals gescholten wurde.

Eigentlich bekleidete ich ja auch ein gar recht hohes Amt.“ Der Mann hatte sich inzwischen schon so weit frei geredet, daß er seinen eigenen kleinen Scherz fröhlich zu belächeln vermochte. „Denn mir lag es ob, hoch droben auf den Dächern zu schalten und dafür zu sorgen, daß Regen und Schnee nicht hindurchfielen und die Sonne die Köpfe der Mitmenschen nicht verbrannte.

Mein eigenes kleines Häuschen stand in einem stillen, freundlichen Winkel, nicht fern vom lieblichen Ansgarikirchhof, dessen dicke Fliederbäume mir im Frühling ihre lila und weißen Blüten bis in die Stube hinein schüttelten.

Ich besinne mich noch sehr wohl auf jene lustigen Tage, da das kleine Häuschen von vierzehn Kinderbeinchen durchkrabbelt wurde, und wenn sie auf allen Vieren, wie gewöhnlich, einherrutschten, waren es eigentlich sogar deren achtundzwanzig. Meine Frau saß im schmalen Erker mit den bunten Scheiben und flickte unermüdlich das Zeug zusammen, das die wilde Horde immer wieder ebenso unermüdlich zerriß. Dazwischen stand sie am Herde, rührte um, buk und briet, daß es nur so eine Art hatte. Und doch blinkten und blitzten die Rannen stets mit solchem Gefunkel, als ob sie niemals gebraucht worden wären.

Die Frau war immer bleich und bläßlich, aber niemals hörte man ein Wort der Klage über ihre allzu heftigen Plagen aus ihrem Munde. Doch als das große Sterben durch das Land zog, da legte sie sich still hin

und ließ die fleißigen Hände plötzlich ruhen. Und mit ihr alle von dem Jungvolk, immer eines nach dem andern, so etwa jeden übernächsten Tag ein Neues. Da wurde es ganz still und schweigsam in meinem kleinen Häuschen am Ansgarikirchhof, auf den sie alle so ruhig hinausgepilgert waren. Schließlich blieb mir nur noch meine Aelteste, das Bärbel, allein übrig.

Wohl sahen wir uns manchen Tag in der leeren Stube stumm an, bis uns die hellen Tränen aus den Augen stürzten und wir das Essen vergaßen, das die Kleine fürsorglich auf den Tisch gestellt hatte.

Dann aber, eines sonnigen Morgens, als die Lichtkringeln nur so übermüthig auf dem weißgeschuerten Fußboden herumhüpfen, warf das Bärbel ihre dicken, blonden Zöpfe plötzlich entschlossen auf den Rücken, sah mich mit ihren klaren, blauen Schelmenaugen klug an und sagte: „Weißt was, Vater? Nun müssen wir zwei aber wieder leben. Denn dazu hat uns der liebe Herrgott doch wohl übrig gelassen.“

So lebten wir dann auch wirklich und konnten uns des Lebens noch dazu freuen. Die Kleine ersetzte mir durch ihre flinke Arbeit, durch ihr klingendes Singen, girrendes Lachen Frau und alle Kinderschar. Sie scheuerte, flickte und kochte und war dazu stets fröhlicher, guter Dinge.

Auch sagten die Leute von ihr, daß sie ein gar schönes und aufrechtes Mädchen wäre, mein Bärbel. Und ich glaubte es ihnen gern.

So rückte die Zeit heran, daß ich daran denken mußte, sie in geistliche Obhut zu geben, damit sie so recht

nach Art eines guten Christenmenschen erzogen würde und, wie hier auf Erden, so einstens im Himmel stolz und gerade einhergehen könnte.

Fromm und sittsam wanderte sie dreimal die Woche und des Sonntags noch dazu zu unserm alten Pfarrherrn. Der Ehrwürdige hatte Gefallen an dem Kinde. Zuweilen nach Feierabend sprach er sogar bei mir vor, setzte sich auf meinen bescheidenen Schemel, dort im Erker, wo meine selige Frau immer so still geschafft hatte, und erzählte mir, wie gut das Bärbel ihre Sprüche lerne, und wie wunderschön es klinge, wenn sie mit ihrer hellen Stimme all die frommen Lieder sänge.

Dann blieb der alte Herr längere Zeit aus, und eines Tages kam meine Kleine ganz in Tränen gebadet heim. Schluchzend erzählte sie mir, daß der gute, freundliche Greis für ewig entschlafen sei.

Nach einigen Wochen hieß es, ein neuer Geistlicher wäre in das Pfarrhaus eingezogen, und die Kinder könnten nun alle wieder zum Unterricht kommen. Ich wußte nur, daß es ein noch junger Mann von dort hinten, aus der Heide, wäre, und war, wie alle anderen, neugierig, ihn einmal zu Gesicht zu bekommen.

Er gefiel mir nicht. Ich hätte bei Gott nicht zu sagen vermocht warum. So schwieg ich auch gegen Bärbel über meine Gedanken, um ihr nicht die liebliche Freude an den heiligen und schönen Dingen zu zerstören. Denn ich wußte wohl, daß sie alsbald nur mit meinen Augen geschaut hätte.

Wieder strichen seitdem einige Monate ins Land. Nicht ohne Sorgen. Denn ich konnte leicht merken, daß

mit meinem Mädchel eine seltsame Veränderung vor sich ging. Stube und Küche füllten sich nicht mehr, wie früher, mit Licht und Sonnenschein, wenn sie hüpfend und lachend hereingeflogen kam. Sie hüpfte und lachte überhaupt nicht mehr. Still und verträumt schritt sie ihres Weges. An den Tagen aber, an denen sie beim Pfarrer gewesen war, lebte sie nun schon gar nicht mehr mit mir in der gleichen Welt.

Ich merkte das alles wohl; denn ihre Seele war klar und durchsichtig wie Kristall. Darum schmerzte es mich am meisten, daß sie niemals mit mir über ihre Gedanken sprach, während sie bisher mit ihrem kindlichen Geplauder alles vor mir offenbart hatte, was sie des Tages über bewegte.

Ich zergrübelte mich in langen, schlaflosen Nächten, wie ich mir das Vertrauen meines Kindes wohl erhalten könnte. Dann sagte ich mir, mehr um mich zu beruhigen, als daß ich selbst daran glaubte: hier fehlt eben die Mutter. So ein heranwachsendes Jüngferlein will auf ihre eigene Art behandelt sein. Laß die Zeit nur machen, da wird schon alles wieder gut werden.

Trotzdem konnte ich einen gewissen Argwohn niemals ganz unterdrücken. Oft ertappte ich mich dabei, daß ich, ohne es mir eigentlich vorgenommen zu haben, anstatt wie sonst von meiner Arbeitsstätte auf geradem Wege nach Hause zu eilen, die Pfarrei umschlich, um den Geistlichen listig zu belauern, damit ich von diesem Manne erführe, wohin die Seele meines Kindes wanderte. Ich sah ihn aber bei diesen Gängen niemals und getraute mich auch nicht, einfach bei ihm anzuklopfen und

ihn so ohne Umschweife ins Angesicht zu fragen. So zog ich beschämt wieder meines Weges, wie ein Hund mit bösem Gewissen.

Gerade in jenen Tagen erhielt ich von der Bürgermeisterei unserer Stadt einen Auftrag, der mich zu anderer Zeit gewiß über alle Maßen stolz und froh gemacht hätte. Damals war ich aber so von meinen inneren Sorgen und Nengsten erfüllt, daß mir die zuteil gewordene Auszeichnung gar nicht so recht zum Bewußtsein kam.

Der südliche Turm unseres prachtvollen Domes, der noch bis vor kurzem seit dem letzten großen Brande wie ein trauriger, schwarzer Stumpf gen Himmel gewiesen hatte, in dessen Bereich er so lange vergebens gestrebt war, dank der Freigebigkeit einiger begüterter Bürger, endlich soweit wieder vollendet worden, daß er nur noch seinen schmucken Kupferbelag zu erhalten brauchte.

Viele Handwerksmeister, und natürlich die angesehensten der ganzen Stadt, hatten sich um die große Ehre beworben, diese Arbeit ausführen zu dürfen. Mir allein aber war jene Auszeichnung, noch dazu einstimmig, zuerkannt worden. Was hätte das zu anderen Zeiten für einen Jubel in unserm Hause gegeben! Wie würde Bärbel in ihre Hände geklatscht haben, mir um den Hals geflogen sein und des Jauchzens und Trubulierens gar kein Ende gefunden haben! Jetzt aber sagte sie, als ich die freudige Botschaft mit heimbrachte, nur so nebenhin: das wäre ja recht schön. Dann ging sie wieder versonnen ihrem Tagewerk nach, als hätte ich überhaupt nicht zu ihr gesprochen.

Und dieses Tagewerk. Auch das war so ganz anders geworden, als ich es bisher bei meinem Mädchel gewohnt war. Zwar blinkten Stube, Kammer und Küche nach wie vor in peinlichster Sauberkeit, zwar ließ sie es auch jetzt an nichts fehlen, was nur irgendwie zur Pflege meines Leibes gehörte, aber sie tat alles mit einer fahrig-igen Unruhe, um möglichst viel freie Zeit für sich selbst zu gewinnen.

Ich beobachtete meine Tochter nun besonders genau. Während sie sonst nicht mehr Freude an Schmuck und Putz empfunden hatte, als es das natürliche Recht eines jeden jungen Mädchens heischte, so brachte sie jetzt alle im Haushalt erübrigten Stunden damit hin, bunte, schillernde Stoffe zusammenzunähen, billige Perlen und glitzernde Steine auf zarte Fäden zu reihen. Und auch das sah ich, daß ein kleiner, zierlicher Spiegel jetzt ständig neben ihrem Arbeitskörbchen lag.

Wozu brauchte sie all den Tand? Mit jungen Bur-schen war sie bisher noch niemals zum Tanze oder auf die Maiwiese gegangen, hatte danach auch noch niemals den Wunsch ausgesprochen. Nun, ich sah sehr wohl, daß sie alle diese Herrlichkeiten nur anlegte, wenn sie zum geistlichen Unterricht ging. Bärbel mochte bei solcher Gelegenheit meine fragenden Blicke bemerkt haben; denn sie wurde über und über rot und stotterte einige hastige Worte zum Abschied. Das nächste Mal wich sie mir überhaupt aus und entwischte aus der Thür, ohne sich nach mir umzublicken. Das war seit jenen seligen Tagen niemals geschehen, in denen ich das lachende Kind auf meinen Armen herumgetragen hatte.

Alle diese Gedanken belasteten mich schwer, als ich an meine neue Arbeit ging, auf die ich mich einst so gefreut hatte. Droben in der luftigen Höhe vergaß ich meine Sorgen ein wenig.

Immer war es meine Lust gewesen, hoch über den Köpfen der tief unter mir so winzig klein durcheinanderlaufenden Menschen zu schweben und Zwiesprache zu halten mit Gott und seinem Himmel und mit meinem eigenen Herzen, das beide so gern umfaßte. Schon darum liebte ich meinen Beruf über alles.

Können sie sich vorstellen, meine verehrten Herrschaften, was für ein freies Gefühl die Brust hebt und weitet, wenn man so allein, so von der Erde losgelöst, sich eins weiß mit den ziehenden Wolken, den wehenden Winden, der Sonne und den Sternen so nahe, wenn man so alles Tun und Treiben der Menschen überfieht?

Es scheint, als ob den Augen keine Grenzen mehr gesetzt seien. Fern auf dem breiten, glitzernden Strom sah ich die Schiffe kommen und gehen. Das eine schwamm manchmal mit stolz geblähten Segeln erfüllter Hoffnungen, manchmal müde und matt dem Heimathafen zu, das andere fuhr hinaus, neuen Wünschen nachzujagen, und trug doch ein banges Stück Heimatssehnsucht an seinem gleitenden Kiel. Wenn zwei solcher Schiffe dann einander begegneten, schien mir aller Menschen drang in diesem einen Punkte wunderbar vereinigt. Dann blickte ich wieder senkrecht in die Tiefe hinab, sah in die Höfe, ja in die Stuben der Menschen und staunte, wie vielerlei sie hier und dort zu gleicher Zeit trieben, wie kalt und hart die Schicksale der nächsten Nachbarn dicht

nebeneinander lagen. Hier wurde gelacht und dort geweint. Hier wurde geboren und dort begraben. Dort wühlte einer mit scheuen Blicken, ob ihn auch niemand beobachtete, in seiner gefüllten Goldtruhe herum, dort bettelte ein anderer um eine Kruste verschimmelten Brotes. „Menschen . . . Menschen“, dachte ich und fühlte mich zu ihnen auf meiner Höhe gar nicht mehr zugehörig. Ja, der Dachdecker hat einen guten Beruf. Dafür dankte ich meinem Gotte dann auch oft und inbrünstig.

Diesmal aber hatte ich keinen Sinn für solcherlei Betrachtungen. Ohne um mich zu blicken, klammerte ich mich an meinem Seile fest, prüfte nach alter Gewohnheit die Tragfähigkeit der eisernen Haken, auf denen ich stand, und legte, ohne meiner Arbeit recht bewußt zu werden, Platte um Platte auf die spitze Mütze des Turmes.

Als die Stunde heranrückte, in der Bärbel zum geistlichen Unterricht gehen mußte, ergriff mich eine seltsame Unruhe. Ich kletterte auf die Seite des Turmes herum, von der aus ich auf unser Häuschen herniederblicken konnte. Deutlich erkannte ich es, wenn es auch nur winzig klein auf dem Boden zu haften schien, noch kleiner, als die übrigen Häuser in seiner Nachbarschaft, die immerhin, von unten gesehen, prächtige Gebäude darstellten.

Ich wunderte mich baß, daß die Tür noch immer nicht aufging, aus der Bärbel doch herauskommen mußte. Ich hatte mich eigentlich darauf gefreut, ihr mit meinem roten Sacktuche zuzuwinken, und mir ge-

dacht, ob sie es wohl sehen und mir dann auch mit ihrem zierlichen Tüchlein einen Gruß geben würde. O, meine Augen waren scharf wie diejenigen der Vögel, die um mich herumschwirrten und flatterten, und ich würde alles gut erkennen können.

So wartete ich und wartete. Aber die Thür tat sich noch immer nicht auf, und mein Bärbel blieb unsichtbar. Als ich mir noch allerlei Gedanken darüber machte, durchzuckte mich plötzlich ein schmerzlicher Schrecken. Er ließ mein Herz stillstehen und jagte das Blut in meinem Kopfe heiß herum. Meine Hände zitterten, und nur mit Mühe konnte ich mich an dem Seile festhalten.

Ein Mann pochte an die Pforte unseres Häuschens. Deutlich erkannte ich in ihm den jungen Geistlichen. Ja, als er den Hut abnahm, um sich den Schweiß zu wischen, es war ein ausnehmend warmer Sommertag, da schimmerte sogar die kahle Stelle der Tonsur weißlich zu mir herauf.

Der Mann hatte noch kaum die Schwelle berührt, als die Thür von innen heftig aufgerissen wurde und Bärbel, wie von einem jähen Windstoß gepreßt, ihm an die Brust flog. Ich sah auch noch, daß sie sich nicht einmal Zeit ließen, die Thüre wieder gänzlich zu schließen, bevor ihre Lippen sich fanden. Ja, das sah ich noch ganz genau.

Dann aber erfaßte mich ein Schwindel, wie ich ihn in all den langen Jahren meines Berufes niemals gekannt hatte. Ich wußte, daß meine Hände das Seil losließen, obgleich ich es, um mich weiter vorbeugen

und besser sehen zu können, nicht durch den Gürtelring gezogen hatte. Das alles wußte ich mit seltener Deutlichkeit. Auch daß ich jetzt fiel, wußte ich ganz genau. Immer rascher, immer tiefer fiel. Merkwürdig war auch, daß ich bei jedem Stein, an dem ich vorüberfauste, immer wieder dasselbe rief: „Mein Bärbel! mein Bärbel!“

Dann war plötzlich alles aus. Ob ich das wirklich gesehen habe, daß viele Leute aufgereggt um mich herumgestanden, daß man mich aufhob und wegtrug, das weiß ich eigentlich nicht mehr so recht genau. Vielleicht habe ich mir das alles nachher erst wieder eingebildet. Ebenso wie ich nicht das Gefühl dafür verlor, mein Mund wäre mit einem kreisrunden Loch offen stehen geblieben, und nun ströme ohne Unterbrechung ein einziger, langgezogener Angstschrei aus ihm hervor.

Jedenfalls brachte man mich in möglichster Eile in den Domkeller, vor dessen Pforte ich ja gerade niedergestürzt war, wo auch noch die Bleiplatten lagen, mit denen das Dach des Mittelschiffes späterhin gedeckt werden sollte. Jetzt kam es nur darauf an, daß mein gewiß recht häßlicher Anblick ein Fest der Großen und Vornehmen nicht störte, das just in vollem Gange war.

Sollte doch zu dieser Stunde unser neuer Bischof, Herr Gerhardus, der dritte seines Namens, aus der erlauchten Familie der Grafen von Hoya, seinen prunkvollen Einzug halten.

Leider ging nicht alles so friedlich vonstatten, wie man es wohl gehofft und gewünscht hatte. Parteien bildeten sich, Bürger und Geistliche griffen zu den Waf-

fen, und wochenlang hallten wilde Rufe, klirrten Panzer und Schwerter durch die Straßen. Darüber wurde ich gänzlich vergessen. Wer sollte jetzt auch noch Zeit haben, sich um einen armseligen Dachdecker zu kümmern? Die einzige, deren Sorge es vielleicht gewesen wäre, wurde noch am Abend des gleichen Tages, an dem ich meinen tiefen Fall getan hatte, von vorbeifahrenden Bootsleuten aus dem Strome gefischt. Der junge Geistliche unseres Sprengels mußte der Selbstmörderin natürlich eine letzte Ruhestätte in geweihter Erde abschlagen. Irgendwo ist sie dann in einer stillen Ecke verscharrt worden. Der Pfarrer dachte in solchen Dingen eben sehr streng."

Der Dachdecker hielt inne und wischte sich, überwältigt von so lange zurückgehaltenen, traurigen Erinnerungen, das Wasser aus den Augen.

"Armer Mann", flüsterte Lady Stanhope und drückte ihm warm die Hand. Das „shocking“ über die Anwesenheit dieses proletarischen Mitbewohners ihrer Gruft hatte sie gänzlich vergessen.

Dankbar blickte der Dachdecker zu der Dame hinüber. Dann aber sagte er: „Ich bin mit meiner Erzählung noch nicht zu Ende. Etwas gar Eigentümliches bleibt noch zu berichten.

Ich weiß nicht, wieviel Zeit inzwischen verstrichen, aber manches Jahr war sicherlich dahingegangen, bis man endlich wieder an die Fortsetzung des Dombaues denken konnte und sich der Bleiplatten erinnerte, die hier noch im Keller liegen mußten. Die Mutter des Rüstlers, die für ihren etwas gelähmten Sohn damals

die Schlüssel verwaltete, führte die Arbeiter selbst in den Keller hinab.

Noch heute gelst mir ihr Angstschrei in den Ohren, den sie ausstieß, wie sie mich so liegen sah, als ob ich eben erst hierher getragen worden wäre. Und doch erinnerten sich alle bald, daß seit meinem Unglücksfall schon mehrere Jahre abgelaufen waren. Ich selbst aber wachte erst in diesem Augenblicke aus meinem bisherigen Dämmerzustande wirklich auf und merkte, daß ich hier unten nicht nur meinen Leib, sondern auch Herz, Seele und Bewußtsein behalten hatte. Da ward mir gar wundersam ängstlich, und doch wieder auch froh zu Mute.

Lange Zeit dauerte es noch, bis das Grausen der Lebenden überwunden war und man sich mit der Frage beschäftigte, wie ein solches Wunder möglich wäre. Darüber zerbrechen sie sich heute noch die Köpfe und wissen nicht einmal, daß das Wunder noch viel größer ist, als sie annehmen, daß wir tatsächlich unser eigenes Leben hier weiterführen.

Mögen sie nur ihre gelehrten Theorien aufstellen. Ich aber bin nicht wenig stolz darauf, daß ich eigentlich die Ursache dafür wurde, einer so erlauchten Gesellschaft hier eine neue und ewige Heimat geschaffen zu haben."

„Das kann er auch!“ brüllte Held Roland. „Darauf kann er auch mit Fug und Recht stolz sein! Ohne ihn wäret ihr heute allesamt kleine Häuflein schmutzigen Staubes, wie die elenden Kerls auf Sankt Ansgari oder bei Unserer Lieben Frauen.“

Der steinerne Riese schüttelte auch dem wackeren Dachdecker so bieder die Hände, daß der Mann meinte, jetzt sollte er noch einmal von seiner Turmspitze herabgeschleudert werden.

Während nun in den verschiedenen Ecken des Kellers von der Gesellschaft, die sich jetzt in kleinen Gruppen aufgelöst hatte, hier und da über die merkwürdigen Schicksale geflüstert wurde, wies Lady Stanhope plötzlich in die Höhe, dorthin, wo die Kellerfenster wie schmale Luken in der Wand hingen. Grauer Morgen sickerte aschfahl hinein und rief den versammelten Kindern der Nacht seine stumme Mahnung zu.

„Dunnerkiel!“ polterte Held Roland. „Nun wird es aber Zeit, daß ich auf meinen Sockel zurückkomme. Sonst macht mir die Bande da draußen wirklich noch Schwierigkeiten. Wenn ich daran denke, daß wir heute nacht eigentlich nichts anderes gehört haben, als daß die Lebenden zu allen Zeiten immer die gleiche Narrenkappe auf ihrem Kopfe trugen, mit der sie sich so komisch weise dünkten, dann graust mir wohl vor dem ganzen Pack. Also behüt' Euch Gott! Ich komme bestimmt wieder!“

Fort war er, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzusehen. Gleich darauf hörte man ihn draußen über das Steinpflaster holpern. Beinahe hätte ihn aber doch noch sein Schicksal ereilt.

Die alte Martje Trumper, die seit unvordenklichen Zeiten ihren Stand dicht neben der Rolandsäule hat, kam soeben mit ihrem Hund und dem Obstkarren über den Markt gerumpelt, als Held Roland mit langen Schritten seinem Postament zustrebte.

„Hergott!“ kreischte das alte Weib auf, schlug sich die rotangelaufenen Hände vors Gesicht und raste wie irrsinnig in irgendeine Seitengasse hinein! Ein Glück für Held Roland, daß kein anderer Mensch mehr der Martje Trumper ein Wort glaubte, weil es stadtbekannt war, daß die alte Schlampe meistens schon am frühen Morgen, bevor andere überhaupt noch ans Aufstehen dachten, soviel über ihren riesenhaften Durst getrunken hatte, wie zehn alte Matrosen zusammen nicht vertragen konnten. So schützte das Laster der Martje Trumper für diesmal noch Held Roland vor weiteren Unannehmlichkeiten, die ihn unter Umständen sogar mit der sehr strengen Polizei hätten in Konflikt bringen können.

Auch im Bleikeller selbst gab es noch ein kleines Nachspiel. Der formlose und plötzliche, wenn auch immerhin entschuld bare Ausbruch des steinernen Gastes war Lady Stanhope aus London schon deswegen einigermaßen peinlich, weil nun auf solche Weise ihr Landsmann, der englische Major, und auch der Arbeiter Conrad Ehlers, den sie jetzt mit ganz andern Augen ansah, nicht mehr zu Worte kamen. Sie hätte diesen beiden auch gegönnt, ihre gewiß nicht weniger reizvollen Erlebnisse vortragen zu dürfen.

Dazu war es nun leider zu spät geworden. Die Dame des Hauses hielt sich aber für verpflichtet, den beiden Vernachlässigten unter Hinweis auf neue Zukunftsmöglichkeiten wenigstens einige Worte des Trostes zu spenden. Sie selbst hätte ja auch mit ihrer eigenen Geschichte noch zurückhalten müssen. Darüber war

wieder einige Zeit verstrichen, und die Bewohner des Bleikellers fuhren nicht schlecht zusammen, als sie draußen das Schlüsselbund rasseln hörten. Gewiß kam jetzt die Tochter des Küsters, um vor der ersten Fremdenführung noch einmal nach dem Rechten zu sehen.

Da hieß es, schnell in die Särge zurückkriechen und sich hübsch ordentlich hinlegen, wie es sich für solide Leute geziemt, die schon seit Jahrhunderten tot sind. Das glückte auch allen bis auf die schwedische Gräfin, die sich von dem Gespräch mit dem Adjutanten des Herrn General von Winsen nicht mehr rechtzeitig loszureißen vermochte. Ihre Arme sanken gerade auf die Brust herab, als das junge Mädchen in der Thür erschien und diese Bewegung mit ihren entsetzten Augen noch auffangen konnte.

Laut aufschreiend rannte die Kleine in die Oberkirche zurück. Der Dachdecker mußte sofort an die Mutter jenes Küsters denken, die ihn einst hier unter den Bleiplatten gefunden hatte. Die war damals auch so gelaufen.

Die Küsterstochter aber, die die Thüre offen gelassen hatte und sich um ihr hingeworfenes Schlüsselbund gar nicht mehr kümmerte, schwor Stein und Bein, niemals mehr den Bleikeller betreten zu wollen. Alles Zureden half nichts. So mußte ihr Vater sich schon selbst bemühen.

Aber auch er machte an diesem Tage seltsame Beobachtungen. Erstens wußte er sich gar nicht zu erklären, wie ein so großes Stück Mörtel über Nacht von der sonst so gut gehaltenen Gewölbedecke herabgefallen

sein konnte, und dann schien es ihm immer wieder, als ob über die Gesichter der Toten zuweilen ein sonderbares, verträumtes Lächeln huschte.

Auch die Fremden, die sich an diesem Tage, bei wieder aufgeheitertem Wetter, gerade besonders zahlreich einstellten, mochten dergleichen bemerkt haben. Denn mancher von ihnen, der soeben noch glühend dicht neben einem Sarg gestanden hatte, drückte sich plötzlich scheu an die Wand und behauptete, die Luft hier unten nicht länger ertragen zu können.

Es ist eben doch ein eigenes Ding um so einen Bleikeller.

Karl Neurath

Der Klostermüller

Preis kartoniert M. 0.80

Die Literatur: „Nichts stört die Geschlossenheit der tragischen Komposition. Knapp, gedrängt und einprägsam wird die Geschichte des Klostermüllers erzählt, der bis zur Selbstvernichtung dagegen kämpft, daß Profitgier und zivilisatorischer Fortschritt ihn von seinem durch Generationen vererbten Besitz treiben.“

Der Zwiebelstich: „Die männlich herbe und doch so gepflegte Kunst Neuraths hat einen ihrer Höhepunkte erreicht.“

Hamburger Correspondent: „Man darf hier von balladesker Poesie durch düstere Schicksalsfügung herzensleer gewordenen Menschenhasses reden.“

Karl Neurath

Die goldene Gazelle

Lustspiel in 3 Akten

Preis kartoniert M. 2.00

Uraufführung am 26. Oktober 1926 in Mainz

Hessische Landeszeitung: „Durch Ethos der Grundierung und noble geistige und gemütvolle Haltung des Autors starker Publikumserfolg.“

Verlag „Am Ramin“

Berglar = Schröder

Um den Heimathof

Preis kart. M. 1.—, Ganzleinen M. 2.25

Deutsche Allgemeine Zeitung: „Mit dieser von jeder Verkümpfung freien durchaus eigenen Gestaltung des Wortes hat sich Berglar=Schröder unzweifelhaft als ein Dichter erwiesen, von dem man Bedeutsames erhoffen darf.“

Kreuz=Zeitung: „Was dem Buche besonderen Wert gibt, was es heraushebt über eine breite Masse, das ist die wohlgelungene Mischung von vorwärtsstürmendem Temperament und von innerlich ruhender Besinnlichkeit.“

Bergisch=Märkische Zeitung: „Ein rechtes, gesundes, deutsches Buch, das man in vielen Händen sehen möchte.“

Fritz'l Lensch

Bagatellen

Eine Revue heiterer Reiseplaudereien

Preis kart. M. 4.—, Ganzleinen M. 6.—

Bremer Nachrichten: „Wer kennt ihn nicht, diesen Namen? Wer hat sich nicht schon oft von Herzen gestreut und gelacht über die schalkhaften, mit feinem Humor und naiver Pikanterie gewürzten Plaudereien?“

Salzburger Volksblatt: „Eines der lebenswürdigsten, heitersten und darum empfehlenswertesten Reisebücher.“

Verlag „Am Kamin“

Will Rinne

Ein Lehrenkranz

Zeitfragen, Köpfe, Stimmungen

Preis geb. M. 2.50, Halbleinen M. 3.50

Geraer Zeitung: „Das Hoffnungsraunen erlösender Daseinsgestaltung Divinatorisches Scharfsehen der grauerhängten Weltlage Ungemeine Fähigkeit innerlichsten Nacherlebens unserer großen Künstler, Dichter und Gelehrten.“

Hannoversches Tageblatt: „Essays mit scharfen Konturen . . Gedanken, denen man gerne folgt.“

Wilhelm Schaer

Deichgespenst

Preis kart. M. 2.-, Ganzleinen M. 3.-

Ostfriesischer Kurier: „Wenige Worte nur, und schon erleben wir all das Geschehene mit, schauern zusammen vor den dunklen Wegen des Schicksals, fühlen und beben mit den Gestalten, als seien wir schon lange bekannt und vertraut mit ihnen.“

Hugin

Lebensmeisterung

7.—10. Auflage

Preis in Ganzleinen M. 2.25

Weltkultur: „Das Buch, das unsere Zeit ersehnte.“

Weser-Zeitung: „Berufen, in unserer heillosen Zeit vielen Ringenden ein Trost und ein Führer zu sein.“

Psychokrat: „Kostbare Perlen der Lebenskunst und Lebensweisheit. Ein Mann schrieb es, dem man es gerne glaubt.“

Verlag „Am Ramin“

